Dieter Vollmer

Bilanz

vom Empfangen und Geben,
von eigenem Tun und Erleben



Erste Lebenshälfte
bis 1953
einschließlich
Bibliographie

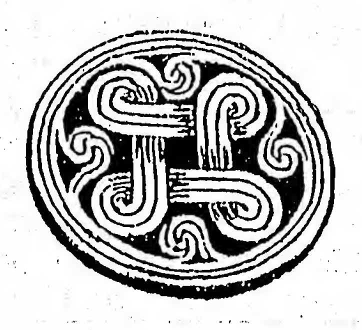
Schleswig 1991/93



Dieter Vollmer

Bilanz

vom Empfangen und Geben,
von eigenem Tun und Erleben



Erste Lebenshälfte
bis 1953
einschließlich
Bibliographie

Schleswig 1991/93

Den Freunden,
die mich
überleben
!

Wenn ich andern etwas geben durfte,
war es lediglich ein Weitergeben
von Anstößen, die ich selbst erhielt,
sei es aus dem Erbe meiner Ahnen,
sei es von Vordenkern und Vorbildern,
denen ich zu folgen willens war,
sei es aus der Zuneigung von Freunden,
die mich trug, und die ich weitertrug.
Dafür weiß ich Dank, solang ich atme,
hoffend, daß der Anstoß weiter wirke!

Wer den winzig kleinen Tropfen Leben
dem unendlich weiten Meer entlehnen durfte,
gibt ihn dankbar an das All zurück ..

Herkunft

In der ersten Novemberhälfte 1913 kam ich in Hamburg, Klosterallee 10, zur Welt. Es war eine Hausgeburt. Meine Mutter, Tochter des Marburger Gynäkologen Friedrich Ahlfeld, die von 1900 bis 1905 schon drei Geschwistern das Leben geschenkt hatte, meisterte das mit bewährtem Können und machte sich über alle medizinischen Einzelheiten sorgsame Aufzeichnungen.

Mein Vater war damals Direktor des Realgymnasiums Sankt Pauli, hatte in Bonn und Marburg Theologie und Altphilologie studiert, gehörte der liberaltheologischen Richtung Adolf von Harnacks (Berlin) und Martin Rades (Marburg) an und betrieb nebenberuflich wissenschaftliche Forschungen über vorlutherische Bibelübersetzungen, insbesondere die sogenannten Historienbibeln. Dabei half ihm meine Mutter auf ausgedehnten Reisen zu den großen Bibliotheken Europas als Photographin mit entsprechend umfänglicher Ausrüstung zur Reproduktion der alten Handschriften vor Ort.

Die Vorfahren meiner Mutter stammten aus Leipzig, jeweils mütterlicherseits aus den Verlagshäusern Grunow, Goldmann und Varnhagen, die Vorfahren meines Vaters vom Niederrhein. Mein Ur-urgroßvater Dirk Vollmer war Bauer in Hilden und ist 106 Jahre alt geworden. Eine Familienüberlieferung besagt, daß die Vollmers ursprünglich mit Gustav Adolf, also im dreißigjährigen Krieg aus Schweden gekommen seien.

Als ich sieben Monate alt war, unternahmen meine Eltern mit meinen neun- bis vierzehnjährigen Geschwistern und mir eine Ferienreise in die kaiserlich-königliche Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, und zwar nach Zell am See. Gleich zu Beginn dieser Reise (oder unmittelbar vorher) wurden in Sarajewo der österreichisch-ungarische

Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und die Erzherzogin programmgemäß von serbischen Freimaurern ermordet (mit Wissen und Einverständnis des russischen Oberbefehlshabers Nikolaj Nikolajewitsch, des Onkels des Zaren. Vgl. mein Politisches Geschehen des XX. Jahrhunderts, Band III 1911-1930, 1914, Anmerkung 5). Bei dem hierdurch, wie seit Jahren geplant, ausgelösten Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 1. August 1914 reisten wir Hals über Kopf in überfüllten Zügen, zusammen mit einberufenen Soldaten der Reserve nach Hamburg zurück, mein Vater mit eingegipstem Bein. Er hatte sich bei einer Gletscherwanderung am Großglockner tags zuvor den Fußknöchel gebrochen. Es muß eine abenteuerliche Reise gewesen sein, aber eine durchaus angemessene Ouvertüre zu meinem späteren Leben.

Im Zuge des Krieges und der britischen Kontinentalsperre vor der deutschen Bucht verschlechterte sich die Versorgungslage in der Stadt Hamburg derart, daß meine Geschwister und ich an Unterernährung litten. Bei mir stellten sich deutlich erkennbare Hungerödeme ein, kein guter Start für die körperliche Entwicklung. Infolgedessen beschlossen meine Eltern, auf's Land zu ziehen, und erwarben 1917 ein Haus mit großem Obst- und Gemüsegarten in einem der damals noch zu Hamburg gehörenden Walddörfer, in Großhansdorf-Schmalenbek, am Ihlendieksweg 15. Zusätzlich pachteten sie einen großen Kartoffelacker, auf dem im Familienbetrieb geerntet wurde. Auch zog meine Mutter mit uns Geschwistern zu Fuß in Ganztagesausflügen über die benachbarten Dörfer, um Lebensmittel zu "hamstern". An solche sommerlichen Tageswanderungen mit meiner Kinderkarre als Transportmittel erinnere ich mich noch deutlich.

Ostern 1920 wurde ich in Ahrensburg eingeschult. Der erste Blick auf den von Kindern wimmelnden Schulhof war ein Schock, ein Schrecken, der sich tief einfraß. Bis dahin hatte ich kaum gleich-

altrige Spielkameraden gekannt, fast nur mit meinen viel älteren Geschwistern zu tun gehabt. Und nun plötzlich diese Masse Mensch, dieses Gelaufe und Geschrei. Ich bekam Angst und wäre am liebsten umgekehrt. Doch das gab sich mit der Zeit. Das Lernen bei gütigen Lehrerinnen fiel mir leicht. Ich konnte ein Vorschuljahr überspringen und Ostern 1923, gerade auf dem Gipfel der furchtbaren Inflation (eins zu einer Billion) in die Sexta des Matthias-Claudius-Gymnasiums in Wandsbek aufgenommen werden.

Soviel voraus, doch nun zum eigentlichen Beginn, zum Tätigwerden:

Ostern 1929, im Alter von 15 Jahren, wurde ich in Hamburg-Hamm evangelisch-lutherisch konfirmiert. Ein halbes Jahr später trat ich aus der Kirche aus und ließ mir den Austritt im zuständigen Standesamt in Volksdorf, damals noch zu Hamburg gehörig, urkundlich bestätigen! Erste Freundschaften in dieser Zeit waren in der Schule, dem Matthias-Claudius-Gymnasium in Wandsbek, unser Klassensprecher Hubert von Kühlwetter, Hans-Peter Kloth, Rütger Hasche-Klünder und Manfred Schmidt, zuhause, in Großhansdorf Schmelenbeck der drei Jahre ältere Ferdinand von Liliencrohn, begabter Maler und leidenschaftlich soldatischer Jungstahlhelmer. Wir waren auch in den Ferien zusammen und radelten bis zur Ostsee nach Travemünde. Vorher hatte ich alleine Tageswanderungen zu Fuß über die Dörfer des Kreises Stormarn gemacht.

1930 hörte ich von Schulkameraden einiges über verschiedene Bünde der Jugendbewegung, fand aber selbst keinen Anschluß an eine solche Gruppe, sondern löste Karl Hermann Wolff, den Sohn unseres Deutschlehrers, in der Leitung der Zelle des nat. soz. Schülerbundes ab. Versuche, mit den Mitgliedern dieser Zelle „auf Fahrt zu gehen", fielen nicht zu meiner Zufriedenheit aus. Die Jungen waren mir zu bürgerlich, zu wenig revolutionär.

Im Frühjahr 1931, zwei Jahre vor der Regierungsübernahme durch die Nationalsozialisten, trat ich der Hitlerjugend bei, die sich damals noch "Deutsche Arbeiterjugend" nannte und ein kreisrundes Abzeichen mit der aufgehenden Sonne trug. Mit dem Fahrrad sammelte ich in den Hamburgischen Walddörfern täglich nach der Schule Jungen zu einer ersten „Schar", dem Grundstock zu einer späteren „Gefolgschaft". Die Heimabende, bei denen Lieder gelernt und ausgewählte Abschnitte aus bewährten Jungenbüchern vorgelesen wurden, fanden vierzehntägig im Keller eines Volksdorfer Privathau-

ses statt. Die Wochenendfahrten gerieten nun schon zünftiger und machten Freude. Ebenfalls vierzehntägig traf ich mich mit den anderen Hamburger Hitlerjugendführern zu Schulungsabenden und gemeinsamen Führerfahrten. Unter den neuen Freunden, die ich dabei gewann, formten mich besonders der geniale Wilhelm Krap und Fritz Hellwig, Erich Harders, Detlef Gravenhorst, Hans Thams und - in herzlicher Verbundenheit - Erich Luxem. Dieses letzte Schuljahr hat mich entscheidend geformt und vor der Verbürgerlichung bewahrt.

Die Selbstfindung, das eigenständige Erkennen der mir gemäßen Erlebens- und Denkweise hatte damit begonnen, daß mir zu meinem 16. Geburtstag Ende 1929 unser Klassensprecher Hubert von Kühlwetter das Buch „Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes" von Hans F. K. Günther schenkte. Es schilderte sowohl das äußere Erscheinungsbild als auch die seelischen und charakterlichen Eigenschaften sowie die typischen Verhaltensweisen der in Deutschland vorkommenden Rassen. Günther war Philologe und Anthropologe, und die Anthropologie wurde damals, lange bevor die Nationalsozialisten an die Regierung kamen, noch allgemein aus naturwissenschaftlich-biologischer Sicht erforscht und gelehrt, nicht, wie heute, fast ausschließlich aus milieutheoretisch-soziologischer Sicht.

Günthers Darstellung überzeugte mich damals auf Anhieb und vollständig. Sie hat mein Denken entscheidend geprägt. Kurz darauf las ich „Gold oder Blut" von Otto Bangert, ein kleines Buch, das in ebenso überzeugender Weise Profitdenken und Artbewußtsein gegenüberstellt. Schließlich kam noch ein schmales Bändchen von Conn hinzu, „Der Wahn vom völkischen Staat auf christlicher Grundlage", und rundete das Bild nach der religiösen Seite hin ab. Wesentlichen Einfluß hatten auch die Bücher von Hermann Löns, vor allem „Der Wehrwolf" und „Mein braunes Buch" mit dem Kapitel „Die rote Beeke" über die Hinrichtung von 4500 niedersächsischen Freibauern auf Befehl Karls des Großen. Das saß fest und war nicht

mehr auszulöschen.

Von Felix Dahn beeindruckte mich mehr noch als die Tragödie der Goten in Italien, „Kampf um Rom", die überwältigende Schau vom ewigen Werden und Vergehen in „Odhins Trost". Ibsens „Peer Gynt" in der deutschen Übersetzung von Dietrich Eckhart, Gertrud Bäumers Buch „Der ritterliche Mensch" über die „staete", die Beständigkeit des Charakters und dazu die „Heldenfibel" von Tusk (Eberhard Koebel), dem Gründer des Jungenbundes d.j.1.11., vervollständigten das Ganze.

Aus der Aneignung, das heißt der geistigseelischen Verarbeitung von alledem entstand 1931 meine erste größere eigene Arbeit, der Hausaufsatz „Verwurzelung und Entwurzelung als geschichtliche Grundelemente". Unser Deutschlehrer, Karl Hermann Wolffs Vater, war davon sichtlich beeindruckt. Er erteilte dem Aufsatz die etwas ungewöhnliche Zensur „wuchtig ".

Natürlich kamen die Erkenntnisse, die ich so gewann, auch dem zugute, was ich den Jungen meiner Hitlerjugend-Schar in den Walddörfern auf den Heimabenden vermittelte. Wir HJ-Führer waren in dieser Hinsicht damals noch weitgehend auf uns selber angewiesen. Schulungsmaterial aus München gab es noch wenig, zwei Jahre vor Hitlers Regierungsübernahme.

Von der mündlichen Abiturientenprüfung im Februar **1932** habe ich noch in Erinnerung, daß ich morgens mit wenig Zuversicht aus dem Hause ging und nachmittags um so selbstbewußter wiederkam, daß ich ein Stück aus dem Griechischen, vermutlich Herodot, hatte übersetzen müssen und in Mathematik an der Tafel Tangenten an eine Ellipse legen, wobei mich mein Klassenlehrer Jäger hereinzulegen suchte.

Von der allgemeinen Technikbesessenheit jener Zeit geblendet, glaubte ich unbedingt Ingenieur werden zu sollen und begann im April ein halbjähriges Praktikum in einer Werkzeugmaschinenfabrik in Hamburg-Barmbek. Dafür mußten meine Eltern damals noch zuzahlen. In einer gut geführten Lehrwerkstatt kam ich zum ersten Mal mit jungen Arbeitern zusammen und konnte meine theoretischen Vorstellungen von sozialen Verhältnissen und sozialistischen Programmen mit dem, was ich hier sah und hörte, vergleichen, bzw. überprüfen. Was blieb, war die Überzeugung, daß jedes Volk seinen eigenen Sozialismus braucht, eine soziale Ordnung, die dem Gerechtigkeitsempfinden seiner ihm eigenen Mentalität angemessen ist. Das kann nicht für alle Völker die gleiche sein. Für den nordeuropäischen Menschenschlag kam es darauf an, Arbeitsverhältnisse zu schaffen, unter denen jeder einzelne Arbeiter Stolz und Freude an seiner persönlichen beruflichen Leistung entwickeln konnte, Stolz auf sein Arbeitertum. Das war eine Haltung, die es zu pflegen galt. Dazu gehörte auch die Anerkennung und Achtung des Arbeiters seitens der anderen Stände. Nur so konnte eine wirkliche Volksgemeinschaft entstehen.

Abschluß und Krönung dieser Praktikantenzeit war ein Monat in der Eisengießerei in Mölln. Körperliche Schwerarbeit, die mir ausgesprochen guttat, die ich förmlich genoß, verband sich mit Hochachtung vor dem handwerklichen Können von Modelltischlern und Formern sowie dem faszinierenden Erlebnis des Abstichs am Hochofen. Hinzu kam die eigenartige Mischung von Industrie und ländlichen Verhältnissen in Mölln. Die Lehrlinge kamen zum Teil von umliegenden Bauernhöfen. Sie wuschen sich abends nackt in einem Eimer Wasser, das sie sich auf dem letzten Gußstück heiß gemacht hatten, und halfen dann anschließend noch auf dem väterlichen Hof.

Anfang Oktober fuhr ich nach München und schrieb mich auf der Technischen Hochschule zunächst für allgemeinen Maschinenbau

ein. In der Reichsführung der Hitlerjugend, die damals ihren Sitz noch in München hatte, traf ich als den Abteilungsleiter für weltanschauliche Schulung Werner Haverbeck. Bis heute weiß ich nicht, ob er damals, 1932, schon Anthroposoph, Anhänger von Rudolf Steiner war. Gemeinsam mit Thilo von Trotha arbeitete er gerade an einem umfangreichen Aufsatz über die deutsche Jugendbewegung für die Führungszeitschrift der nationalsozialistischen Partei, die N.S. Monatshefte. Das war nicht im Sinne Baldur von Schirachs, der Anfang des Jahres Reichsführer der Hitlerjugend geworden war. Er setzte kurz darauf Haverbeck ab.

In den Semesterferien **1933** arbeitete ich wieder als Praktikant, diesmal in den Arado-Flugzeugwerken in Warnemünde an der Ostsee, und wanderte in drei Monaten durch alle Abteilungen des Betriebs, einschließlich der Tapeziererei, in der die Tragflächen damals noch mit Stoff bespannt wurden. Während dieser Zeit führte ich auch das Jungvolk-Fähnlein Warnemünde und hatte am Strand mit den Jungen viel Spaß, ließ auch eine eigene Fähnleinfahne nähen, die auf schwarzem Grund auf der einen Seite die vorgeschriebene weiße Siegrune, auf der anderen eine rote Thorsrune trug.

Wieder in München, lernte ich Gerhard Pantel kennen, der in der Gebietsführung Hochland (München-Oberbayern) der Hitlerjugend für die Presse- und Kulturarbeit zuständig war. Er kam aus Berlin, war dort mit dem Bruder Horst Wessels, Werner, befreundet gewesen, der bei einer Wanderung im Riesengebirge im Schneesturm umkam, und hatte die Berliner Kampfjahre unter Dr. Goebbels aktiv erlebt.

Gerhard Pantel gab mir den entscheidenden Impuls zum Berufswechsel. Er lud mich zunächst zur Mitarbeit an der Kupfertiefdruck-Illustrierten des Gebiets Hochland der Hitlerjugend „Der Aufbruch" ein. Dabei erkannte ich, was ich eigentlich schon auf

dem Gymnasium hätte bemerken können, daß nämlich Schreiben meine wirkliche Berufung war. Auch Fotomontage und Bildumbruch fesselten mich und „lagen mir" sehr.

Im Sommer **1934** beteiligte Pantel mich an der Fest- und Feiergestaltung im ersten Massenzeltlager der Hitlerjugend und des Jungvolks bei Murnau, dem „Hochlandlager" (mit 3000 Jungen aus München und Oberbayern während vier Wochen). Ich war dort zuständig für das Singen in den Zeltgemeinschaften, das Einstudieren von Sprechchören und ein Laienspiel „Fähnlein Langemarck". Pantel hatte es eigens für dieses Lager geschrieben und stellte selbst zu Pferde den Tod von Flandern dar. Auch ich hatte eine Rolle übernommen. [1]

*

In München wohnte ich damals im Studentenwohnheim der SS in der Gabelsberger Straße, gleich neben der Reichsführung SS. Als aktiver Jungvolkführer konnte ich dort wohnen, auch ohne der SS anzugehören. Die anderen Heimbewohner kamen großenteils aus Bünden der Jugendbewegung und hatten in der SS Schutz vor der Verfolgung durch Schirach gefunden. In diesem Hause konnte ich auch Schulungsvorträge vor der Münchner Jungvolkführerschaft unter Richard Etzel halten.

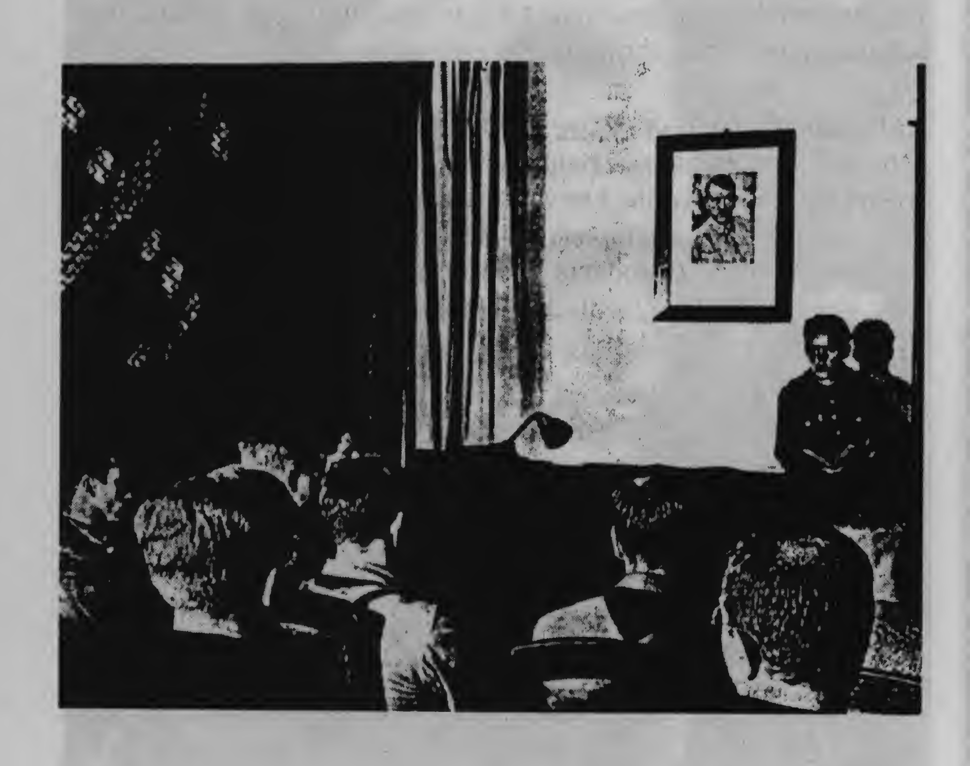
Ende 1934 stellte Gerhard Pantel mir dann die entscheidende Frage, ob ich beruflich Journalist werden und in die Redaktion der neu zu gründenden Reichszeitung der Hitlerjugend „Die HJ" im Franz Eher-Verlag eintreten wolle. Ich sagte zu. Pantel brachte mir selbst die Anfangsgründe des Schriftleiterhandwerks bei und erwirkte beim

---

[1] Näheres über dieses Lager vgl. in „Geopferte Zukunft, Sehr persönliche Erinnerungen an Hitlerjugend und Reichsjugendführung". Schleswig 1988, als Manuskript gedruckt.



Aufnahme: Nonnenbruch, Burg Aufseß
1934



Ein Schulungsabend im Münchener Oberjungbann.
Dieter Vollmer spricht zu Jungenführern

München, Gabelsberger Straße, August 1934, vor Jungvolk-(Stamm-)führern. Thema Revolution. Dann sprach Dieter Vollmer. Er sagte unter anderem: „Revolution ist kein äußerer Vorgang, keine Machtergreifung und kein Regierungswechsel. Revolution bedeutet, daß sich tief im Inneren des einzelnen Menschen eine Wandlung vollzieht von einer Weltanschauung, die ihm fremd ist, zu einer, die seinem Blut entspringt. Und daß der Mensch sein ganzes Leben lang danach lebt und handelt und sich zu dieser neuen, arteigenen Idee bekennt ..."

(Der Aufbruch, Nr. 10, August 1934, Jahrgang 1)

(Im Vordergrund links Walter Wolf (Grym), nach dem Krieg Bundesführer des DPB.)

Verlag für mich ein kleines Anfangsgehalt. Am meisten lernte ich von den erfahrenen Meteuren am Umbruchtisch (mit Bleisatz und handgesetzten Überschriften).

1935 schrieb ich Woche für Woche Beiträge und Reportagen für „Die HJ", die im ganzen Reichsgebiet in den Einheiten der Hitler-jugend vertrieben wurde. Die Zusammenarbeit in der Redaktion mit Zeichnern und Photographen machte viel Freude. Wir waren eine gute Mannschaft. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir eine Reportage über das „Deutschlandlager" in Bad Tölz, wo Jungen deutscher Abstammung aus allen Erdteilen versammelt waren und man mit wenigen Schritten von Zelt zu Zelt um den ganzen Globus wandern konnte. Das war ein dankbares, ergiebiges Thema. (Schi-rachs Auftritt in diesem Lager habe ich in „Geopferte Zukunft" geschildert.)

In demselben Sommer 1935 nahm ich eine Verbindung auf, die mein Freund, der geniale Oberjungbannführer von Hamburg, Wilhelm Krap, schon 1933 in Schweden angeknüpft hatte. In Stockholm und Göteborg traf ich Arne Clementson, der mitten im Aufbau seines Jugendbundes Nordisk Ungdom stand. Hervorgegangen aus den Schülergruppen der schwedischen lebensreformerischen Vereinigung Gymniska Förbundet des Ingenieurs Carlberg, versuchte dieser Jugendbund zunächst mit Sven Olof Lindholm, dem Führer der schwedischen Nationalsozialisten, zusammenzuarbeiten, machte sich aber bald selbständig. Aus dieser ersten Kontaktaufnahme mit Arne Clementson erwuchs eine Jahrzehnte währende Freundschaft, noch lange über den zweiten Weltkrieg hinaus. Damals, 1935, versorgte ich ihn von München aus mit Klischees von Abbildungen, die wir in „Die HJ" abgedruckt hatten, für seine Monatszeitschrift, die eben-falls „Nordisk Ungdom" hieß.

Unmittelbar nach dem „Deutschlandlager" und meiner Schweden-

fahrt fand in Nürnberg der Parteitag statt. Mit der Organisation der Hitlerjugend-Kundgebung dort, im Stadion, war die Gebietsführung Hochland (München-Oberbayern), Gebietsführer Emil Klein, beauftragt worden. Gerhard Pantel nahm mich mit in den Aufmarschstab, der auch für den Aufbau und die Versorgung des riesigen Zelt lagers verantwortlich war. Die Ansprache Adolf Hitlers im Stadion, bei der die berühmten Worte fielen „zäh wie Leder, hart wir Kruppstahl, flink wie Windhunde", konnte ich so aus nächster Nähe miterleben (wie einst, in der „Kampfzeit", in Sagebiels Sälen in Hamburg auf den Stufen zum Rednerpult, unserem „Stammplatz" 1931).

Am 9. November 1935 wurden anläßlich des traditionellen Marsches vom Münchner Bürgerbräukeller zur Feldherrenhalle die Toten von 1923 in den neuen Ehrentempeln am Königsplatz beigesetzt. Gleichzeitig wurden Hitlerjugendmitglieder aus ganz Deutschland, die das 18. Lebensjahr vollendet hatten, mit einer feierlichen Vereidigung durch Rudolf Heß in die Partei aufgenommen und auf Adolf Hitler persönlich, auf die Person des Führers verpflichtet. Der Rahmen dieser Veranstaltung war so eindrucksvoll, und Heß sprach, bevor er uns den Eid abnahm, so eindringlich über den tödlichen Ernst dieser Verpflichtung, daß wir wohl alle, die daran teilnahmen, zutiefst erschüttert waren. Bei mir hat diese Erschütterung noch über das Kriegsende hinaus nachgewirkt. Sie trug dazu bei, sich auch dann noch an Adolf Hitler gebunden zu fühlen, als dieser von der ursprünglichen Idee des Nationalsozialismus in wesentlichen Teilen abgewichen war.

Ich weiß heute nicht mehr, ob ich damals über das ungeheure Erlebnis dieser Vereidigung in unserer Zeitung „Die HJ" habe schreiben können. Wie sollte man dafür Worte finden? Spätere Eidesleistungen bei der Wehrmacht hatten dem gegenüber kein Gewicht mehr.

1936

Anfang 1936 zog unsere Redaktion nach Berlin um. Ich bekam ein Zimmer in Potsdam, unweit des Voggenreiter-Verlages und nahm sogleich persönliche Verbindung zu dem Verleger Ludwig Voggenreiter auf, der ja in der Geschichte der deutschen Jugendbewegung eine bedeutende Rolle gespielt hatte (beim Zusammenschluß von Wandervogel und Neupfadfindern zur Deutschen Freischar 1924). Natürlich veröffentlichte ich Besprechungen seiner Verlagserscheinungen, vor allem der Bücher von Martin Luserke, den ich im Verlagshaus Voggenreiter auch persönlich kennenlernen durfte.

Den Höhepunkt der redaktionellen Arbeit in Berlin 1936 bildet in meiner Erinnerung eine Reportage über das internationale Jugendmannschaftslager anläßlich der olympischen Spiele. (In „Geopferte Zukunft" habe ich versucht, diese Reportage aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren.)

Nicht lange nach den olympischen Spielen kam es zum Bruch mit Gerhard Pantel und dem Eher-Verlag. Die ständig zunehmende Einmischung des Presseamts der Reichsjugendführung (Zander und Utermann) in unsere Redaktionsarbeit war ohnehin unerträglich geworden und vergiftete das Betriebsklima. Damit mir aus diesem Bruch künftig keine beruflichen Schwierigkeiten erwüchsen, suchte ich im Propagandaministerium den Ministerialdirektor Hein Schlecht auf, der aus der alten Hitlerjugend von vor 1933 kam, und trug ihm den Fall vor. Er gab mir eine schriftliche Bescheinigung mit, daß gegen die von Gerhard Pantel mir gegenüber beanstandete Zeitungsseite vom Ministerium nichts einzuwenden sei.

Ich fuhr nach Hamburg, wo mein ältester Freund aus frühen Kindheitstagen, Hans Rodde inzwischen Leiter des Propagandaamtes

Hamburg geworden war, unmittelbar Goebbels unterstellt. Er verhalf mir umgehend zu einer neuen Arbeit. Ich übernahm die Leitung der Kulturabteilung in der Jugendpflege- und Sportbehörde meiner Vaterstadt, eine dankbare und abwechslungsreiche Aufgabe. In meine Zuständigkeit fielen die gut eingeführten Unterhaltungsnachmittage für die werktätige Jugend unter Leitung von Horst Braun, die Beschaffung verbilligter Theater- und Konzertkarten für Jugendliche, Ausstellungen von Arbeiten junger Künstler und deren Förderung im Rahmen des Etats meiner Behördenabteilung. Auch veranlaßte ich zum Beispiel eine wochenlange Pressediskussion über die Unsitte des Theaterbesuchs ganzer Schulklassen mit darauf folgendem Aufsatzschreiben über das gesehene Stück. Damit wurde den Kindern das unmittelbare Theater-Erlebnis verdorben und die Freude am Theater vergällt. Diskussionsgegner war natürlich der Philologenverband mit seinen einseitig didaktischen Gesichtspunkten.

Im Zuge dieser Arbeit nahm ich an mehreren Lagern bzw. Tagungen des Kulturamts der Reichsjugendführung unter Leitung von Karl Cerff teil. Er war unter den Amtschefs der RJF die weitaus positivste Erscheinung und verstand es, bedeutende Dichter, Komponisten und Architekten zur ständigen Mitarbeit zu gewinnen. Bei diesen sehr lebendigen, schwungvoll gestalteten Zusammenkünften von ein bis zwei Wochen Dauer konnte ich zum Beispiel Hans Baumann, Gerhard Schumann und Eberhard Wolfgang Möller persönlich kennen lernen. Die Verbindung zu Karl Cerff und Gerhard Schumann konnte ich glücklicherweise nach dem Krieg wieder aufnehmen und vertiefen.

1937 übernahm ich zusätzlich die Führerschulung und Personalarbeit im Jungvolk-Jungbann Wandsbek, zu dem auch die Hamburgischen Walddörfer im Nordosten der Stadt gehörten. Es waren dieselben Gemeinden, in denen ich 1931/32 die erste Hitlerjugend-Schar gesammelt hatte. Diese geradezu ideale Arbeit habe ich in „Geopferte

Zukunft" eingehend beschrieben. Die weltanschaulichen Schulungsvorträge, die ich den Wandsbeker Jungvolkführern in der Hoisdorfer Jugendherberge an jedem zweiten Wochenende hielt, ließ Hans Thams während des Krieges 1943 in Hamburg drucken, unter dem Titel „Revolution zu uns selbst". Die für die Jahre 1937/38 kennzeichnendsten Abschnitte darin sind „Idee" und „Arbeit und Frömmigkeit". Unter der „Idee" verstand ich den Nationalsozialismus so, wie wir „alten" Hitlerjugendführer von vor 1933 ihn aufgefaßt hatten, einerseits konsequent rassenpolitisch, andrerseits ebenso konsequent revolutionär sozialistisch und antikapitalistisch. Und unter Frömmigkeit verstand ich eine Diesseitsreligion, die den Werktag und die Arbeit heiligt.

Während des Sommerurlaubs 1937 in Murnau erreichte mich eine Einladung der Nordischen Gesellschaft in Lübeck. Dort wurde mir vom Reichsgeschäftsführer Dr. Ernst Timm, von den Abteilungsleitern Dr. Zimmermann und Heinrich Jessen vorgeschlagen, im Lübecker Reichskontor dieser Gesellschaft die Abteilung für Jugendarbeit und zusätzlich die Abwicklung des Vortragsprogramms und der damit verbundenen Reisen skandinavischer Schriftsteller, Wissenschaftler und Wirtschaftsfachleute zu übernehmen. Es war genau die Aufgabe, die ich mir seit langem erträumt hatte, und ich nahm sofort an.

Damit begann eine der beiden glücklichsten und erfülltesten Episoden in meinem beruflichen Leben. Dr. Timm war ein genialer Chef, der es verstand, höhere und höchste Parteiführer zur Förderung seiner Organisation zu gewinnen und seine Mitarbeiter ständig neu zu motivieren. Und die Kollegen, sowohl im Reichskontor als auch in den Außenkontoren kamen mir, dem sehr viel Jüngeren in wohltuend kameradschaftlicher Weise entgegen.

Ausführlich habe ich über die Nordische Gesellschaft, ihren Aufbau,

ihre Wirksamkeit, ihr Schicksal und meinen Anteil daran in einem Aufsatz berichtet, den die Vierteljahresschrift „Deutschland in Geschichte und Gegenwart" (bei Grabert in Tübingen) anläßlich meines 75. Geburtstages veröffentlichte (Folge 3/1988). Und über die persönlichen Begegnungen mit bedeutenden Menschen des Nordens, zu denen mir meine Tätigkeit dort verhalf, habe ich 1989 vor dem Nordischen Ring einen Vortrag gehalten. Er erschien in der Zeitschrift „Nordische Zukunft", Hamburg (Folge 3/4, 1989).

Unter diesen Begegnungen wurden mir besonders die mit Marie Hamsun, der Frau Knut Hamsuns, mit Svend Fleuron, dem dänischen Schriftsteller und Schilderer aus dem Tierleben, mit dem deutschen Eddaübersetzer Felix Genzmer und dem isländischen Dichter Gunnar Gunnarson zum unvergeßlichen Erlebnis. Bei der Vorbereitung und Betreuung während ihrer Vortragsreisen konnte ich sie näher kennen lernen und fühlte mich in meinem Zugehörigkeitsbewußtsein zum Menschenschlag Nordeuropas mehr und mehr bestärkt.

Zu den Höhepunkten meiner Tätigkeit dort gehört eine Sitzung des Obersten Rates der Nordischen Gesellschaft in der Kriegsstube des Lübecker Rathauses in den Tagen der Sommersonnenwende 1938, an der Alfred Rosenberg, Heinrich Himmler, Hinrich Lohse und der Rassenforscher Hans F.K. Günther teilnahmen. Es kam dabei zur Erörterung, mit wem in den nordischen Ländern die Gesellschaft zusammenarbeiten solle. Lohse meinte, mit allen, die dazu bereit seien. Himmler widersprach und sagte: nur mit denen, die den deutschen Führungsanspruch anerkennen. Günther beanstandete die unterschiedslose Behandlung der Finnen und trat dafür ein, das schwedische Element in Finnland bevorzugt zu behandeln. Der Rahmen, in dem diese denkwürdige Sitzung stattfand, die sechshundert Jahre alte Kriegsstube der Hanse, deren Wände und Decke aus kostbaren Schnitzereien und Intarsien bestanden, wurde im

Kriege bei dem Bombenangriff auf Lübeck total vernichtet.

Ein anderes Ereignis, das der Erinnerung wert ist, war das gelungene Sommerfest des Gebietes Pommern der Hitlerjugend gemeinsam mit schwedischen Folklore-Jugendgruppen in Stralsund. Ich hatte über unser Stockholmer Außenkontor dazu beitragen können, daß eine stattliche Reihe von jugendlichen Volkstanzgruppen in ihren schönen Trachten der Einladung Folge leisteten. Es herrschte eine fröhliche, harmonische Stimmung des Beieinander und Miteinander, ein echter Erfolg im Sinne unserer Arbeit.

Ebenso dankbar denke ich an die Woche zurück, die ich als Gast in der Familie des Comodore der norwegischen Marineflieger in Horten am Oslofjord, bei Lützow-Holm's erleben durfte. Die Atmosphäre großzügiger und zugleich wahrhaft herzlicher Gastfreundschaft war unsagbar wohltuend. Die Einladung war zustande gekommen, als der Sohn des Hauses, Ole Lützow-Holm, auf der Rückreise vom internationalen Pfadfinderlager, dem Yamboree in Holland durch Hamburg kam und ich ihn mit einigen seiner jungen Freunde auf dem Süllberg bei Blankenese mit dem Blick auf die Niederelbe bewirtete. Leider ist diese Verbindung wie so viele, die wir von der Nordischen Gesellschaft aus vor dem Kriege hatten anknüpfen können, im Verlauf des Krieges und infolge seines Ausganges für immer verloren gegangen.

Auch publizistisch konnte ich bei der Nordischen Gesellschaft wieder tätig werden. Die freundschaftliche Verbindung zu Ludwig Voggenreiter in Potsdam ermöglichte die Herausgabe einer Schriftenreihe „Aus nordländischem Schrifttum, Für das junge Deutschland herausgegeben von der Nord.Ges." Voggenreiter brachte diese Reihe im Rahmen seiner Zeltbücherei heraus, die noch aus der Zeit der Bündischen Jugend stammte.

So erschienen **Anfang 1939** nacheinander drei Bändchen, eines mit norwegischen Bauernerzählungen, eines mit Märchen des Nordens und eins, das mein Freund Arne Clementson schrieb, über den schwedischen König Karl XII mit Auszügen aus der entsprechenden Literatur.

Den Abschluß meiner Nordlandarbeit bildete im Sommer 1939 eine private Norwegen- und Schwedenreise gemeinsam mit meinem Freund, dem Volksdorfer Jungvolk(Jungzug)führer Achim Lexzau, der 1942 in Rußland fiel, gerade 20 Jahre alt. Die Reise verlief sehr schön. Sie führte uns auch in abgelegene Täler an der norwegisch-schwedischen Grenze. Es entstanden wertvolle Farb-Dias mit Achims Leica-Kamera und den damals ganz neuen Agfa-Farbfilmen. Nur ein Erlebnis fiel aus dem Rahmen. In Oslo erlebten wir, wie die Großstadtjugend frenetisch einer alten Negerin zujubelte, die auf der Bühne abwechselnd auf den Knien lag und schluchzte oder heftig in eine Trompete blies. Die Kinder waren begeistert. Es bahnte sich da etwas an, was wir in Deutschland erst nach dem Kriege erleben durften.

Bei unserer Rückkehr aus Schweden ermahnte mich der Paßbeamte in Saßnitz, schleunigst nachhause zu fahren. Dort lag eine Einberufung zur Truppe. Ich hatte vor unserer Reise bereits eine vierteljährige Reserveübung bei der Luftnachrichtentruppe abgeleistet, die sich aus einem beschämenden Mangel an geeignetem Ausbildungspersonal als eine Groteske erwies. Rechtsanwälte, Ärzte und andere Lehrgangsteilnehmer, die bereits ihren Mann im Berufsleben standen, waren 19jährigen Hilfsausbildern ausgeliefert, die es gerade zum Gefreiten gebracht hatten und nur mit Mühe mehr als drei zusammenhängende Sätze aus der Ausbildungsvorschrift vorlesen konnten. Den Abschluß dieser Reserveübung hatte eine Rede des Kompaniechefs gebildet, in der er uns mit der Geheimen Staatspolizei drohte, falls wir draußen über gewisse Vorkommnisse nicht

schweigen würden. Die Blamage war vollkommen.

Nun, aus Schweden zurück, rückte ich also von neuem ein, allerdings nicht sofort, sondern erst nach einer gewissen Wartezeit, in der ich in Lübeck meine Arbeit abschließen und mich von den Kollegen verabschieden konnte. Danach fand ich mich im Fliegerhorst Greifswald wieder, wo ich zunächst im Fernsprech-Leitungsbau in der vorpommerschen Landschaft, dann an der Fernschreibmaschine ausgebildet wurde.

Dort, in Greifswald, erlebte ich dann **1940** auch den absoluten Tiefpunkt meiner gesamten Soldatenzeit, nämlich einen Unteroffizierslehrgang, geleitet nicht von einem Offizier, sondern von einem sadistischen Hauptfeldwebel mit entsprechend ausgewählten Unteroffizieren. Die gezielte Entwürdigung des Menschen, die unter dem fadenscheinigen Vorwand einer „Erziehung zur Härte" oder - ehrlicher - zwecks Dressur zum willenlosen Werkzeug verübt wird, habe ich dort bis zum Exzeß am eigenen Leibe erlitten. Daß ich dabei - bei hoher Sensibilität - nicht kaputt gegangen bin, verdanke ich teils der starken seelischen Konstitution, die mir meine Eltern und Großeltern vererbt haben, teils - im entscheidenden Augenblick - der Hilfe meines jungen Freundes Achim. Er besuchte mich von Dresden nach Greifswald mit dem Fahrrad in der Kaserne, gerade als ich am Verzweifeln war. Und dieser Besuch besagte soviel wie : ich bin ja noch da, - ohne Worte. Ich faßte wieder Mut.

Nach diesem Unteroffizierslehrgang - es muß im **Frühjahr 1941** gewesen sein - erkrankte ich an einer Kiefernhöhlenentzündung und mußte ins Luftwaffen-Lazarett. Nach der Ausheilung, in der Rekonvaleszenz-Zeit, entstand bei einem Spaziergang ein Gedicht, wohl das erste, das literarischen Maßstäben gerecht zu werden vermag :

Genesung

Du langer, gerader Pfad zum fernen dunklen Waldesrand,
gesäumt von hellen Pappeln,
denen winziger Knospen Fülle
den ersten grünen Schimmer schon verleiht,
wie beruhigst du den kranken, unsteten Sinn!
Und über mir des weiten Himmels lichte Unendlichkeit
vereinzelt treiben Wolken,
letzte Ruhepunkte dem Auge vor dem endlosen Raum,
dämpfen von Zeit zu Zeit der Sonne strahlende Kraft,
die dem kühlenden Wind widerstreitet,
und Schattenflecken huschen über den Weg mir.

Siehe, da öffnet zaghaft sich das gequälte Herz
und, dem Schmetterling gleichend,
der der Puppe enges Gehäuse verläßt,
wagt sich die Seele hervor,
entfaltet die zitternden Flügel,
ängstlich noch und matt von langer Haft und Bedrückung.
Schwankend beginnt sie den Flug
hinauf zu den Wolken, und weiter
den Augen folgend über die Wolken hinaus
zieht es sie in das durchsonnte All.

Fühl' ich dich endlich wieder,
du herrlich befreiende Kraft,
die die Welt durchdringt und zum Leben
voller freudiger Leidenschaft mich Ja sagen läßt !
Nimmt auch die nächste Wolke
der Sonne wärmende Kraft von mir,

bläst auch der kalte Wind mir wieder ins Angesicht,
weiß ich dich nur wieder da,
du helle, klare Unendlichkeit,
will ich mich öffnen vor dir
und hoffen !

Nicht lange danach wurde ich mit den Rekruten, die ich inzwischen ausbilden half, zu einer anderen Kompanie nach Pinneberg versetzt und marschierte eines Tages mit dieser mit klingendem Spiel zum Bahnhof, wo wir in einen Zug nach Warschau verladen wurden. Dort bezogen wir in einem Schulneubau Quartier. Die einzelnen Nachrichtentrupps wurden über den gesamten Mittelabschnitt der Ostfront verteilt. Ich blieb mit dem Kompanie-Stamm in Warschau und erhielt den Auftrag, mich um die Wehrbetreuung sowohl des Stammpersonals als auch der Außentrupps zu kümmern.

Es war - im Kleinen - eine ähnliche Aufgabe wie in den Jahren davor in der Hamburger Jugendbehörde oder auch im Veranstaltungsprogramm der Nordischen Gesellschaft, nur unter gänzlich anderen Umweltbedingungen. Mit einem Warschauer Hitlerjungen, einem Halbrussen, als Dolmetscher und Ortskundigen durchstreifte ich die Stadt auf der Suche nach allem, was der Unterhaltung und Weiterbildung meiner Kompaniekameraden dienen konnte, und spürte dabei mit allen Nervenfasern die knisternde Spannung, die unbeschreibliche Brisanz der Atmosphäre. Nicht nur das Gehirn, der gesamte Organismus geriet in höchste Alarmbereitschaft, besonders deutlich im jüdischen Getto. Mir fehlen die Worte, um die instinktiven Gefühle zu beschreiben, die mich dort beschlichen, weit über die bewußten Wahrnehmungen hinaus. Unheimlich und äußerst gefährlich, das war der beherrschende Eindruck. Eine „Gänsehaut" bekommt man ganz unbewußt, ob man will oder nicht.

Ein deutscher Polizist, der seit Monaten schon im Getto Dienst tat, berichtete gesprächsweise von gut ausgestatteten Cafés inmitten der tödlichen Hungersnot und vom Waffenhandel, der sich dort abspiele, bis hin zum Verkauf von Infanteriegeschützen deutscher Herkunft. -

Der Erfolg meiner Streifzüge durch Warschau bestand unter anderem im Zugang zur Staatsbibliothek, in der es eine deutsche Abteilung gab, für den Leihverkehr, und in Verbindungen zur ukrainischen Minderheit, die großenteils aus den Lemberger Raum stammte und von dort vor der sowjetischen Besatzung in das deutschbesetzte Polen geflohen war. Bei dieser Minderheit gab es einen wunderbaren ukrainischen Nationalchor mit herrlichen Stimmen und auch eine kleine, blutjunge Kosakentanzgruppe, die sogar ein Säbelgefecht mit schweren Reitersäbeln tänzerisch unsagbar schwungvoll vorführen konnte, natürlich in der dazu gehörenden Tracht.

Beide, Chor und Tanzgruppe, konnte ich für eines unserer Kompaniefeste gewinnen, das damit ein außergewöhnliches Niveau erreichte. Der Vater von Jurko, einem der jungen Tänzer, war Berufsoffizier gewesen, Oberst Sikorskij. Er entschloß sich, da der ukrainische Wunsch, eine eigene Armee gegen die Sowjetunion aufstellen zu dürfen, deutscherseits nicht erfüllt wurde, anstattdessen Priester der ukrainisch-orthodoxen Kirche zu werden. An der Feier seiner Priesterweihe konnte ich als einziger Deutscher und als einziger Soldat in Uniform teilnehmen, unter etwa hundert Popen mit ihren Talaren, langen Bärten und gewaltigen Stimmen, ein unvergeßliches Erlebnis.

Zweimal wurde ich von Warschau aus in meine Heimatstadt Hamburg „in Marsch gesetzt", wie das offiziell hieß, um Wehrbetreuungsmaterial zu organisieren, vor allem Rundfunkempfänger und Musikinstrumente für unsere Außentrupps an der polnisch-rus-

sischen Grenze. Dabei half mir wieder mein Freund aus frühesten Kindheitstagen, Hans Rodde, Leiter des Reichspropagandaamtes Hamburg. Kistenweise wurde eine große Anzahl von Geräten und Instrumenten nach Warschau verladen.

Mit Beginn des Rußlandfeldzuges zur Sommersonnenwende 1941 wurde die Spannung in den Straßen der Stadt womöglich noch fühlbarer als schon zuvor. Wir hatten den Aufmarsch der deutschen Truppen zur Grenze hin seit Wochen miterlebt als ununterbrochene Geräuschkulisse, auch in Form einer strengeren Quartiervergabe innerhalb der Stadt. So mußte auch unsere Stammkompanie den Schulneubau verlassen und in einen weit außerhalb gelegenen Vorort umziehen, in eine allerdings sehr weiträumige und mit zahlreichen Möbeln ausgestattete Unterkunft.

Dort erreichten mich - kurz nach meiner Beförderung zum Unteroffizier - Ende Juli zwei sehr böse Nachrichten: mein Vater war nach einem Blinddarm-Durchbruch an allgemeiner Blutvergiftung erkrankt und schwebte in Lebensgefahr . Und mein Freund Achim, inzwischen ebenfalls Soldat, hatte bei seiner Panzertruppe Scharlach bekommen. Daraus hatte sich eine Gehirnhautentzündung entwikkelt, die meist tödlich verläuft. Ich erhielt Urlaub und konnte meinen Vater im Barmbecker Krankenhaus in Hamburg gerade noch auf dem Sterbebett sprechen, während ringsum die vier Geschütze einer Flak-Batterie unentwegt auf einfliegende britische Bombenflugzeuge schossen und das ganze Gebäude erschütterten.

Bei der Beerdigung meines Vaters auf dem Schmalenbecker Waldfriedhof erfuhr ich, daß mein Elternhaus mit dem großen Garten sofort verkauft werden mußte, da meine Stiefmutter und meine älteren Geschwister es nicht halten konnten. Damit wurde ich tatsächlich heimatlos und konnte nur noch veranlassen, daß meine persönliche Habe von einem Spediteur nach Lübeck, ins Haus der Nordi-

schen Gesellschaft befördert werden solle. Dort ist dann später, bei der Zerstörung Lübecks durch die Engländer, restlos alles verbrannt.

Vom Grab meines Vaters fuhr ich nach Dresden zu Achims Eltern. Sie schilderten mir, unter welch dramatischen Umständen das Leben des Jungen zehn Tage lang durch Rückenmarkspunktionen umkämpft und schließlich gerettet worden war. Ich konnte ihn in seinem Hilfslazarett im Erzgebirge besuchen. Er fühlte sich dem Leben neu geschenkt und erhielt sogar vom Arzt einen Tag Urlaub, sodaß wir noch weiter ins Gebirge fahren konnten. Dann mußte ich nach Warschau zurück.



Joachim Lexzau-Nieland

Im weiten Rußland

Bereits kurz vor der Erkrankung meines Vaters hatte ich nachhause geschrieben, es sei gut, daß mit Beginn des Rußlandfeldzuges endlich klare Verhältnisse herrschten, wörtlich: *„die wahren Fronten und wirklichen Zusammenhänge nun endlich so offen aufgezeigt. Moskau und New York sind ja nicht erst neuerdings, sondern von jeher Hand in Hand gegangen ...“* Es war uns also damals bereits klar, daß der Bolschewismus nicht in Rußland erfunden wurde und nicht das russische Volk unser wirklicher Kriegsgegner war. Vielleicht erklären sich damit auch unsere großen Anfangserfolge in diesem Feldzug.

Mit dem raschen Vormarsch der deutschen Truppen wurden auch die Außentrupps unserer Nachrichtenkompanie, die für die fliegenden Verbände der Luftwaffe im Einsatz standen, weit in den Osten verlegt. Um die Verbindung zu ihnen nicht abreißen zu lassen, mußte auch unsere Stammkompanie Mitte Dezember von Warschau nach Minsk umziehen, dabei auch die Korporalschaft von jungem Nachwuchs, die ich inzwischen führte, *„lauter feine und intelligente Jungen“*, wie ich nachhause schrieb. Wir fuhren in den strengen russischen Winter hinein und bekamen in der Stadt Minsk ein Notquartier mit dünner Strohschütte auf Betonfußboden. Infolgedessen litt binnen kurzem die ganze Kompanie an Blasenkatarrh und mußte die bekannten roten Pillen schlucken. Der Ausbildungsdienst litt natürlich unter diesen Verhältnissen. Dafür wurde die Kameradschaftlichkeit stärker und enger. Zu Weihnachten brachte meine Gruppe sogar einen vierstimmigen Chor zustande.

1942

Im Februar 1942 bezogen wir ein Barackenlager weit außerhalb von Minsk, immerhin mit richtigen Betten und Öfen für Brennholz. Der Außendienst bei -40° C blieb abenteuerlich. Beim Karabinerschießen fror der Zeigefinger am Abzug fest, und bei den Ausmärschen mußte man den Nebenmann auf weiße Flecken im Gesicht aufmerksam machen, die sofort mit Schnee zu massieren waren, um Erfrierungen zu vermeiden. Wie es den Infanteristen an der Front erging, die Tag und Nacht in ihren Schützenlöchern standen, läßt sich garnicht beschreiben. Daran gemessen ging es uns ausgesprochen gut. Im März setzte Tauwetter und damit die Schlammperiode ein. Die Wege wurden grundlos, die Fahrzeuge fuhren sich fest.

Vom Gebäude des Minsker Rundfunksenders aus gelang mir ein Telephongespräch mit Dr. Walter Zimmermann, dem Presseabteilungsleiter der Nordischen Gesellschaft, jetzt im Reichskommissariat für die baltischen Staaten in Riga. Ich wollte mir Klarheit über die Zukunft der Nordischen Gesellschaft und damit über meine eigene berufliche Zukunft verschaffen. Dr. Zimmermann war noch zuversichtlich. Aber unmittelbar darauf erfolgte der britische Bombenangriff auf Lübeck, der die halbe Stadt in Schutt und Asche legte, darunter auch das Gebäude der Nordischen Gesellschaft mit meiner gesamten Habe. Sie war nach dem Verkauf meines Schmalenbecker Elternhauses dort untergestellt worden. Der Totalverlust bedeutete für mich die endgültige und vollständige Entwurzelung, den Schnitt von aller Vergangenheit. -

Noch bevor ich den ganzen Umfang der Lübecker Katastrophe erfuhr, fand Mitte April mein Freund Achim den Weg in unser abgelegenes Barackenlager und besuchte mich für ein paar Stunden auf der Durchreise seines Panzerbataillons an die Front. Es war unser vorletztes Beisammensein, die Zukunft dunkel, die Euphorie der

Anfangserfolge verklungen, der Vormarsch vor Leningrad und Moskau zum Stehen gekommen.

Zehn Wochen später, Ende Juni, kam ich dann endlich selber zum Einsatz, wurde mit zwei Gefreiten zusammen auf einen Kurzlehrgang in Smolensk geschickt und übernahm dort einen Leuchtfeuer-Gerätewagen, einen Anhänger, in dem wir zu dritt auch wohnen konnten. Mit diesem Fahrzeug wurden wir auf einen Güterwagen verladen und zunächst nach Wjasma befördert. Bis zur Weiterfahrt an den endgültigen Bestimmungsort mit einer Zugmaschine blieben zwei Tage Zeit.

Mit Hilfe des Feldpostamtes in Wjasma konnte ich das Quartier von Achims Panzereinheit in den Ruinen der Stadt ermitteln und - traf ihn selbst auf der Straße. Diese zwei gemeinsamen Tage und der letzte Abschied neben einer zerschossenen Kirche stehen mir seit einem halben Jahrhundert täglich vor Augen. Dieses Suchen im Blick, in den schwarzen Pupillen, in der Seele des anderen, dieses Suchen nach einer Ahnung, daß es der letzte Abschied sein könne, ein Abschied für immer - Ich erlebe es heute so stark, so gegenwärtig wie damals, sehe wieder und wieder den lebendigen kleinen Lichtstern im blau umrandeten nachtdunklen Rund suchend hin und her wandern. - Wie sich doch ein ganzes Leben in einem solchen „Augenblick" - ganz wörtlich gemeint - zusammenziehen kann!

Es war der 8. Juli 1942. Einen Monat später, am 8. August, ist Achim gefallen, gerade ein Jahr, nachdem man ihn unter unsäglichen Qualen dem Tod durch Gehirnhautentzündung noch einmal entrissen hatte. -

Unser kleiner Leuchtfeuertrupp - ein Unteroffizier und zwei Gefreite - war inzwischen über Sytschewka und Olenino (westlich von Rschew an der oberen Wolga) in einem kleinen Dorf Gusewo zum

Einsatz gekommen. Wir signalisierten mit unserem Scheinwerfer nachts für die Flugzeuge des Geschwaders, dem wir zugeteilt waren, die Einflugschwelle ins Feindgebiet. Die Hauptkampflinie verlief damals bei Rschew. Unsere Einsatzbefehle und die täglich wechselnden Morsekennungen für den Rhythmus, in dem das Leuchtfeuer sich ein- und ausschaltete, erhielten wir über eine selbstverlegte Feldfernsprechleitung (Eindraht gegen Erde) zur nächstgelegenen Feldvermittlung des Heeres. Auch verpflegungsmäßig waren wir an eine Heereseinheit angeschlossen, und Quartier hatten wir in einem Bauernhaus gemacht.

Unsere Hauptsorge war, das Aggregat, das uns den Strom für das Leuchtfeuer lieferte, betriebsfähig zu erhalten oder rechtzeitig Ersatz anzufordern. Ausfallen durfte das Feuer nicht. Dann wären die Flugzeuge nachts in diesem Frontabschnitt orientierungslos gewesen. Und die primitive Feldfernsprechleitung war unsere Lebensader, die bei jeder Störung kilometerweit im Gelände abgesucht und geflickt werden mußte. Mit alledem waren wir drei hinlänglich beschäftigt.

Das ging so den Juli und August über. In den ersten Septembertagen blieben die Einsatzbefehle aus. Nach langem Herumtelephonieren über mehrere Vermittlungen erfuhren wir endlich, daß das Geschwader, für das wir tätig gewesen waren, an die Westfront verlegt worden sei. Uns hatte man dabei offensichtlich vergessen. Auch unsere Stammkompanie meldete sich nicht. Eine seltsame Lage: drei deutsche Soldaten, auf sich allein gestellt, im russischen Wald. Ich mußte nach Olenino und weiter nach Sytschewka fahren, um irgendwo wieder Anschluß zu finden.

Gerade in diesen Tagen erreichte uns ein Stapel Feldpost über die benachbarte Heereseinheit, von der wir auch Sold, Verpflegung und das Benzin für unser Aggregat erhielten. Dabei lag ein Brief von Achims Mutter mit der Nachricht, Achim sei am 8. August bei Sub-

zow als Richtschütze in seinem Panzer von einer Granate getroffen worden und auf dem Soldatenfriedhof von Sytschewka beigesetzt. Ich möchte doch versuchen, sein Grab dort zu finden.

Es war also geschehen. Hatte ich es geahnt ? War es ein Gesetz, daß die Besten fallen müssen ? - In Sytschewka brauchte ich nicht lange zu suchen. Auf dem Reihengrab hatte man jedem Gefallenen ein eigenes Kreuz gesetzt, schwarz lackiert mit weißer Beschriftung. Was ich dort empfand und seitdem ständig empfinde, habe ich in „Geopferte Zukunft" auszudrücken versucht.

Nein, es durfte damals in Wjasma, auf jenem trümmerübersäten Feld rings um die Kirchenruine, kein Abschied für immer gewesen sein. Die toten Freunde sind die treuesten Freunde, wenn - du selbst ihnen treu bleibst, dein Leben lang.

Nur dem Treuen darfst du trauen.
Nur um Treue trauerst du.

Dieses Jahr vom August 1941 bis zum September 1942, von Vaters grausamem Tod und Achims schwerer Erkrankung, dem Verkauf des Elternhauses in Schmalenbeck, Verlust der Heimat, der Vernichtung von allem, was ich in 28 Lebensjahren an persönlichem Besitz und eigenen Niederschriften angesammelt hatte, in Lübeck, bis zu Achims Tod und der Nacht an seinem Grab, dieses eine Jahr, in dem ein Schicksalsschlag auf den anderen folgte, hat mich für mein ganzes ferneres Leben geschmiedet und geprägt.

*

Beim Gedenken an den vor wenigen Wochen gefallenen Freund stand mir lebhaft die Zeit vor Augen, in der wir uns kennen lernten,

die Jahre 1937 und 1938. Besonders eines unserer ersten Treffen erlebte ich noch einmal deutlich nach. Dabei hatte ich ihm in meinem Zimmer im Schmalenbecker Elternhaus mein wohl frühestes Gedicht vorgelesen, in dem ich das Reifeerlebnis eines Vierzehnjährigen zu schildern suchte :

„Langsam fahren beide Hände
durch das seidenweiche Haar,
streichen es, das sonnenwarme,
aus der Stirne. Wunderbar
zwischen weit gespreizten Fingern
rieselt es bis in den jungen,
schmalen Nacken, und die Lungen
atmen tief, soviel sie können
von der kühlen, reinen Luft.

Eine frische, leichte Brise
weht sie von der See heran,
Duft von Tang und Algen. Kann
das wohlig weiche Ziehen
junger Muskeln schöner sein,
lockender und drängender ?

In der Fingerspitzen fein,
dicht verteilten Nervenenden
sammelt sich Empfindungskraft.
Weiter gleiten sie vom Nacken
über Schultern, Brust und Lenden
zu den schmalen, festen Schenkeln,
ruhen dort und trommeln leise
auf der warm gespannten Haut.
Und mit Zehen und mit Enkeln

graben sich die schlanken, braunen
Beine in den heißen Sand.

Nie hat Elk den jungen Sommer
so am eignen Leib erlebt:
Wind und Sand und Sonnenwärme
mit ihm selbst in eins verwoben.
Und ihm ist, als ob sein Leib
in die lichte Höhe schwebt,
von der Sonne und vom Wind
leicht und lind emporgehoben.

Wellenschlag zu seinen Füßen
rauscht heran und verklingt.
Oder ist's das eigne Blut,
das im gleichen Rhythmus schwingt?
Blaues Licht vor seinen Augen muß
des Himmels Leuchten sein.
Doch, wenn er die Augen schließt,
bleibt der gleiche blaue Schein.

Und ein blaues Feuer bricht
strahlengleich aus seinem Blick,
Schauenden zur hohen Freude,
Wissenden ein stolzes Glück ..."

Achim hatte damals auf diese Verse zunächst ein wenig schamhaft und scheu reagiert. Doch als ich ihm dann von der Ganzheit von Leib und Seele sprach, die natürlich auch in der Reife eins seien, und davon, daß ein gesunder Junge über seinen Körper nichts als Freude, helle Freude empfinden könne, da hatte er mich voll angeschaut, mit

glücklichem Gesicht, und gesagt - ich hörte es wieder wie damals - : „Du, das ist schön !" -

In der Erinnerung an jene Stunde - sie war ja erst fünf Jahre her, aber was für schicksalsschwere Jahre! - formte sich allmählich eine Fortsetzung dieser Verse zur Dichtung „Elk".

*

Anfang Dezember 1942 konnte ich zwei Wochen in Urlaub fahren, nach Hamburg. Auf der Rückreise machte ich in Warschau Station und traf dort Jurko Sikorskij, den ukrainischen Kosackentänzer, an dessen Vaters russisch-orthodoxer Priesterweihe ich ein Jahr zuvor teilgenommen hatte. Er stand im Begriff, nach Deutschland zu reisen, um dort Arbeit zu suchen. Weihnachten feierte ich bei meiner Kompanie bei Minsk und schrieb von dort an Frau Nieland, Achims Mutter, nach Dresden: „... *Ich glaube, ich habe in Achim die Verkörperung meines besseren Ich gesehen, mich selbst so, wie ich gern sein wollte ... Er hat mir innerlich oft so sehr geholfen ... in Dingen, die man sonst mit sich ganz allein ausmachen muß ...*"

Auf der Weiterfahrt zu meinem Leuchtfeuertrupp konnte ich auf der Strecke von Minsk nach Smolensk zum Teil fliegen. Eine Ju 52 (Junkers-Propellermaschine) nahm mich ein großes Stück mit. In Smolensk besuchte ich Hans Rodde, der dort als Sonderführer die Propaganda für die russische Bevölkerung leitete und mir von der Auffindung der von den Sowjets ermordeten polnischen Offiziere bei Katyn berichtete.

Am Altjahrsabend stand ich dann auf dem tief verschneiten Soldatenfriedhof von Sytschewka, nördlich von Wjasma vor den Grabkreuzen.

1943

Am Neujahrstag 1943 kam ich wieder bei meinem Trupp an, der inzwischen seinen Standort um einige Kilometer hatte verlegen müssen, der vorrückenden sowjetischen Truppen wegen. Wir lagen also wieder in Frontnähe. Allerdings gab es in dieser Frontlinie beiderseits Lücken. Und in eine solche Lücke begleitete ich meinen alten Hitlerjugend-Kameraden Hans Thams, der für seine Artillerietruppe liegengebliebene Motorfahrzeuge ausschlachtete. Die russischen Hilfswilligen („Hiwis" genannt), die ihm dafür zur Verfügung standen, machten sich mit viel Hallo über ihre toten ehemaligen Kameraden her, die so, wie sie in Schützenkette gestürmt hatten, im Schnee lagen, und zerrten ihnen alle noch irgendwie brauchbar erscheinenden Kleidungsstücke von den steif gefrorenen Gliedern.

Hans Thams und ich konnten uns in diesen Januarwochen häufig treffen und diskutierten Nächte hindurch über unsere Weltanschauung. Ich kam auch zum Schreiben, und damals entstand wohl mein „Bekenntnis Leben", das ich in den ersten Februartagen, zusammen mit der Dichtung „Elk" („Reife") an meine Stiefmutter in Hamburg sandte:

Leben

Leben ist ewig. Es hat keinen Anfang und kein Ende. Leben ist überall. Es hat keine Grenzen. Es gibt keinen Tod. Leben ist allmächtig. Es vermag alles.

Leben ist das Letzte, das bleibt, wenn wir das Atom zerlegen. Leben ist das Umfassendste, das noch gilt, wenn wir in die Unendlichkeit des Raumes vorstoßen.

Leben finden wir, wenn wir Gott suchen. Es ist nichts Persönliches, nichts Gegenständliches und nichts „Geistiges". Leben ist Wirken, Leben ist Tat.

Leben ist nichts Geschaffenes und bedarf keines Schöpfers. Leben ist Selbstschöpfung in ewiger Wiederkehr, in ewigem Wechsel.

Leben bedarf nicht menschlicher Sinngebung. Es trägt seinen Sinn in sich selbst, wie alle Dinge ihren Sinn in sich selber tragen. Er heißt: Leben.

Leben trägt seine Ordnung in sich selbst, wie alle Dinge ihre Ordnung in sich selber tragen. Sie umfaßt alle Naturgesetze.

Vor dem Leben besteht keine Polarität von Stoff und Geist, von lebendig und tot. Vor dem Leben ist alles eins.

Auch wir Menschen danken alles, was wir haben, dem Leben: unsere Fähigkeiten, unsere Bedürfnisse und unsere Haltung.

Wir vermögen nichts außerhalb der Ordnung des Lebens und seiner Gesetze.

Unsere Aufgabe ist es, uns so zu erfüllen, wie Leben uns angelegt hat.

Unser Feind ist, wer uns daran hindern will.

*

Ende Februar mußte der Raum um Rschew aufgegeben werden. Wir drei verluden unseren Geräte- und Wohnwagen, der nur noch drei

Räder hatte, in Sytschewka auf einen Güterwagen zum Rücktransport, und ich schnitt mir auf dem Soldatenfriedhof von Achims Grabkreuz einige Splitter ab, die allein erhalten geblieben sind.

Vom südlichsten Abschnitt der Ostfront waren schon seit Wochen schwere Rückschläge gemeldet worden, mit überraschender Offenheit, so als solle das Volk auf noch Schlimmeres eingestimmt werden. In Italien und an der Atlantikküste erwartete man die Invasion der alliierten Westmächte. Ein Dreifrontenkrieg war nicht zu gewinnen. Das hatte Rudolf Hess bei seinem Englandflug vorausgesehen, und da half auch ein noch so „fester Glaube an den Endsieg" nichts. Wir gingen einer vorprogrammierten Katastrophe entgegen, zum Teil bewußt herbeigeführt durch die Widerständler in hohen und höchsten Wehrmachtsstäben, die ihren „Kampf" auf dem Rücken und auf Kosten des Landsers führten (wie schon im ersten Kriegswinter 1941/42). An meine Stiefmutter, Hille Vollmer, schrieb ich nach Hamburg: *„Mehr als uns schon genommen ist, kann uns ja garnicht genommen werden."* Das sollte sich als ein vorschnelles Fehlurteil erweisen.

Doch war mir und meinen beiden Gefreiten von unserem Leuchtfeuertrupp noch eine monatelange Atempause vergönnt. Ende April schickte man uns nach Krasnyj südlich der Rollbahn von Smolensk zurück nach Orscha. Es war eine Kolchose, die unter deutscher Verwaltung zum Teil wieder in ein Bauerndorf - mit jeweils eigenem Besitz an Grund und Boden - zurückverwandelt worden war. Wir kamen dort bei der Kleinbauernfamilie Rasinkin unter, sozusagen mit Familienanschluß, und erlebten gleich zu Anfang ein dörfliches Osterfest im altrussischen Stil mit.

Ich habe die Zeit dort in einer Reihe von Stimmungsbildern in rhythmischer Sprache unter dem Titel „Russische Aquarelle" festgehalten (1960 in Wiesbaden von Manfred Hardt im Verlag Wulfenpresse

unter dem Titel „Russische Elegie" veröffentlicht) und Ausschnitte daraus auch in „Geopferte Zukunft" (1992) zitiert.

Diese Idylle in Krasnyj dauerte den ganzen Mai über weit in den Juni hinein. Ich begleitete den Sohn des Hauses, Micha, zum Pflügen auf einen weit entfernten Acker und zum Hüten der versammelten Viehherde des Dorfes. Es war wohl zu schön, um wahr zu sein. Jedenfalls meinte der Bataillonsarzt bei einer Inspektion: „Vollmer, Sie verrussen total!", und Ende Juni kommandierte meine Kompanie mich zu einem größeren Trupp unter Führung eines altgedienten Oberfeldwebels nach Orel, im Süden des Mittelabschnitts.

Orel war der östlichste Punkt, den ich jemals erreicht habe. Es lag bereits unter sowjetischem Artilleriebeschuß. Trotzdem konnte ich dort noch eine Ahnung von südrussischer Landschaft und Stimmung gewinnen. Mais- und Sonnenblumenfelder dehnten sich goldgelb bis an den Horizont, und halb verwehte Ziehharmonikaklänge in der Abenddämmerung machten die Weite fühlbar, weckten eine unbestimmbare Sehnsucht.

In diese Zeit in Orel fiel, Ende Juli, der mehrtägige schwerste Bombenangriff auf Hamburg, der die Stadt zu zwei Dritteln zerstörte und den allezeit unbeschreiblichen Feuersturm erzeugte. Sowohl das „Deutsche Bibelarchiv", die Forschungsstätte meines 1941 verstorbenen Vaters, als auch die Stadtwohnung meiner Stiefmutter fielen ihm zum Opfer, dort auch der Rest meiner Habe, die nicht schon in Lübeck vernichtet worden war. Sie selbst und ihre alte Mutter entkamen dem Furioso, in nasse Wolldecken gehüllt, über den brennenden Asphalt der Straßen hüpfend, mit angesengten Haaren und Augenbrauen aus der Stadt und fanden in Ahrensburg eine Notunterkunft.

Den ganzen August über bemühte ich mich um Urlaub dorthin und

nach Dresden zu Nielands, Achims Eltern. In das vernichtete Hamburg gab es zunächst keinen Urlaub. Die riesige Trümmerhalde konnte niemanden aufnehmen. Es ist unmöglich, die Verhältnisse zu schildern, unter denen die Überlebenden dort vegetierten. Und es hat Monate gedauert, bis die wichtigsten Durchgangsstraßen durch die Schuttmassen freigeräumt waren.

In den letzten Augusttagen konnte ich endlich fahren, zuerst nach Ahrensburg, dann nach Berlin und Dresden. In der Reichsjugendführung in Berlin ließ ich mir meine verbrannten Hitlerjugendpapiere neu ausstellen (mit der alten Mitgliedsnummer vom April 1931) und sprach eingehend mit den Amtschefs für Weltanschauliche Schulung (Griesmayer) und Kultur (Karl Cerff). Auch mein Schriftleiterzeugnis fand sich ein, das Gerhard Pantel 1936 noch unterzeichnet hatte. Abends nahm mich Jurko Sikorski , dem es tatsächlich gelungen war, von Warschau nach Berlin umzusiedeln, mit zu einer Chorprobe der ukrainischen Nationalen Vereinigung. Der Zusammenklang der herrlichen Stimmen vermittelte einen wahren Genuß.

In Dresden nahmen mich der Oberbürgermeister Dr. Nieland und seine Frau, Achims Mutter, auf wie ihren eigenen Sohn. Auch ließen sie mich ein Kulturprogramm erleben, das nach den langen Rußlandjahren wirkte wie eine Botschaft aus einer anderen Welt: Rosenkavalier in der Staatsoper, Hölderlins Tod des Empedokles im Schauspielhaus, Ballettserenade im Zwinger, Bach-Konzert im Künstlerhaus. Dazwischen schrieb ich an einer Lebensbeschreibung Achims, las oder lag faul in der Sonne. Wir konnten ja nicht ahnen, welches Schicksal Dresden bevorstand. Das wurde erst im Gehirn Winston Churchills ausgebrütet, vielleicht auf Vorschlag des „deutschen" Emigranten Lindemann, der das Flächenbombardement deutscher Städte plante und dafür geadelt wurde.

Am 22. September passierte ich wieder die russische Grenze, und

wenige Tage später schickte mich meine Kompanie, diesmal wieder mit einem eigenen Leuchtfeuertrupp, nach Polozk (über Witebsk, zwischen Smolensk und Dünaburg). Das Gebiet, in das wir dort kamen, war ursprünglich weißrussisch gewesen, aber 1920 von den Polen unter Marschall Pilsudski erobert und rücksichtslos polonisiert worden, ebenso rücksichtslos, wie wir jetzt mit ihnen verfahren waren, zwanzig Jahre später. Hier, in einem palisadengeschützten Stützpunkt, der an die nordamerikanischen Forts des „wilden Westens" erinnerte, erlebte ich meinen 30. Geburtstag, morgens still und verinnerlicht, abends unter Einwirkung verschiedener Alkoholika, die mir garnicht bekamen. Auch Weihnachten und Neujahr feierten wir noch in diesem Stützpunkt, der wie eine gepanzerte Festung in der Nacht für Nacht von sowjetischen und polnischen Partisanen heimgesuchten, tief verschneiten Landschaft lag.

1944

Das russische Weihnachten, nach dem Cyrillschen Kalender 14 Tage nach dem unseren, also am 8. Januar, erlebte ich mit Walodscha Redschko, einem Weißrussen, und seiner alten Mutter (den Vater hatten die Polen erschossen) in einem benachbarten Dorf, richtig mit einem kleinen, geschmückten Tannenbaum. Tagsüber half uns Walodscha bei der Instandhaltung unseres Leuchtfeuergeräts. Doch schon Anfang Februar hieß es auch hier wieder Abschied nehmen. Wir hatten uns gerade eingelebt und guten Kontakt zu den Menschen bekommen, da mußten wir unseren Gerätewagen wieder auf einen Güterzug verladen zum Rücktransport zur Kompanie.

In dieser Zeit gelang es Hans Thams im zerstörten Hamburg, wo er - von der Wehrmacht freigestellt - Lehrlingsheime für ausgebombte Jungen einrichtete, meine Hoisdorfer Schulungsvorträge vom Winter 1937/38 drucken zu lassen. Wie er dafür im fünften Kriegsjahr, im Zeichen des „totalen Kriegs" eine Papiergenehmigung erhalten hat, weiß ich nicht. Vielleicht mit Hilfe von Hans Rodde vom Reichspropagandaamt Hamburg. Jedenfalls erschienen diese Vorträge nun unter dem Titel „Revolution zu uns selbst". Damit war die radikale Rückkehr zu einer uns wesenseigenen Lebenshaltung gemeint. Das Vorwort lautete knapp:

Diese Vorträge wurden im Winter 1937/38 vor einem Kreis von Jungvolkführern in der Jugendherberge Hoisdorf bei Hamburg gehalten. Durch eingehende Beschäftigung mit ihnen wuchs dieser Kreis zu einer echten Gemeinschaft zusammen. Über ein Drittel der beteiligten Führer ist heute bereits gefallen. Dem besten von ihnen, meinem Freund Achim Lexzau, soll diese Veröffentlichung gewidmet sein.

Sie war bereits gedruckt. Die Druckbögen wurden aber bei dem Großangriff auf Hamburg vernichtet.

Der Abschnitt „Arbeit und Frömmigkeit" wurde später nach Tagebuch und Briefen erweitert.

Rußland, zur Sonnenwende 1943/44

Und in eben diesem Abschnitt „Arbeit und Frömmigkeit", der mir der wichtigste war, hieß es unter anderem:

„Der Alltag aber ist das wahre Leben, die Arbeit unsres Daseins Sinn. Und darum ist Gott heute nicht nur aus dem werktätigen Leben, sondern damit von dieser Erde überhaupt verbannt. Irgendwo im Himmel darf er sich aufhalten und Sonntags in der Kirche gegenwärtig sein. Unser Leben ist entehrt. Das war nicht immer so. Wir wissen aus vielen Quellen, wie hoch der Sinn war, den unsere Vorfahren einst dem Leben gaben. Wir wissen, daß sie das Leben selbst und seine Erscheinungen als etwas Göttliches verehrten, den Baum, das Tier, den schön gewachsenen und edlen Menschen. Ihrer Hände Werk, das Handwerk war von persönlichem Gestaltungswillen durchdrungene Kunst. Und ihre Kunst war tätige Verehrung des Göttlichen. Alles, was sie schufen und bauten, dachten und forschten, geschah im Hinblick auf die höchste Gesetzmäßigkeit, den heiligen Sinn, der in den Dingen liegt. Eine Welt, ein Gesetz, ein Leben verband sie untereinander, mit ihre Göttern und mit dem, was noch über den Göttern wirkt, dem unvorstellbaren Schicksal.

Und da zeichnet sich unsere Aufgabe ab. Diese Einheit, dies Zusammenklingen von äußerem und innerem Leben, von Werktag und Sinngebung, Welt und Gott vermag allein, uns die völkische Kraft zu geben, die wir in den bevorstehenden Auseinandersetzungen so

notwendig brauchen.. Gott, das Schicksal, der Sinn des Lebens oder wie immer sonst wir das benennen, durch dessen Anerkennung und Verehrung wir uns innerlich stark fühlen, muß sich uns wieder in unserem eigenen Leben, in uns selbst, in unseren Werken und in den Dingen, mit denen wir täglich zu tun haben, offenbaren. Es darf nicht mehr besonderer Sammlung bedürfen, um sich auf Gott und das eigene bessere Ich zu besinnen. Es darf nicht mehr ein besonderer Rock, ein besonderes Haus dazu notwendig sein. Was bedeutet sonst schon die „Allgegenwart"?

Eine neue Lebensfrömmigkeit tut not, eine Gewißheit davon, daß sich alles, was geschieht, nach einer sinnvollen Gesetzmäßigkeit vollzieht. Und diese Gewißheit muß stärker sein als ungewisser Glaube...."

„... Die ersten Schritte auf diesem Wege sind bereits getan. Die neue Lebensfrömmigkeit wächst. Wir erkennen sie unter anderem an der Hingabe, mit der sich immer weitere Kreise vom mechanisch hergestellten Serienfabrikat ab und dem von persönlichem Formwillen gestalteten handwerklichen oder kunstgewerblichen Erzeugnis zuwenden, um die Umwelt ihres Alltags zu beseelen, um die Räume, in denen sich ihr Dasein abspielt, wieder mit einem das Gemüt ansprechenden Inhalt zu erfüllen. Wir erkennen sie in dem Streben nach einfachen Formen, Urformen und nach Materialgerechtigkeit, Materialehrlichkeit. Wir erkennen sie weiter im Reichsberufswettkampf, der - und das ist sein wahrer, tieferer Sinn - dem jungen Menschen Freude und Sinn seines Lebens nicht mehr außerhalb seiner Arbeit, nach Feierabend, sondern mitten darin finden läßt. Wir **erlebten** *diese Frömmigkeit aber schon bei den Olympischen Spielen in dem machtvollen Jubel, der von der Menge unbewußt der Schönheit und Kraft einer Auswahl junger Menschen, der besten der Nationen, entgegengebracht wurde, und der im besten Sinne des Wortes - eben fromm war. Denn hier wurde das Leben*

selbst als Schöpfer alles Schönen und Großen verehrt, ein gewaltiger Fortschritt auf dem Wege zu uns selbst."

Wenn ich das heute wieder lese, 55 Jahre nachdem ich es aufgeschrieben und den Wandsbeker Jungvolkführern vorgetragen hatte, und ein halbes Jahrhundert, nachdem es nun gedruckt und veröffentlicht wurde, so könnte ich diese Gedanken auch heute nicht deutlicher und zutreffender formulieren. Sie bildeten den eigentlichen Kern des nationalsozialistischen Revolutionszieles und machten selbstverständlich jedes Zugeständnis an christliche Vorstellungen unmöglich. Daß diese Schrift so spät noch, ein Jahr vor dem vollständigen Zusammenbruch, erscheinen konnte, war damals kaum zu erklären, blieb allerdings ohne bemerkbare Folgen, da zur Verbreitung keine Zeit mehr blieb und die Mittel fehlten.

Ebenso verspätet war damals die Gründung eines "Weißruthenischen Jugendwerks" (Sajos Beloruskaja Molodiez) durch das Auslandsamt der Reichsjugendführung erfolgt. Ich erfuhr erst davon, als mein kleiner Leuchtfeuertrupp Ende Februar nach Ossipowitschi, einem Eisenbahn-Knotenpunkt zwischen Minsk und Bobruisk befohlen wurde. Wir erhielten dort ein schönes, ziemlich neues Blockhaus ganz für uns mit einem großen Kachelofen. In dem Raum, den wir uns mit Bretterwänden unterteilten, herrschte bald reger Betrieb, denn wir hatten schnell Kontakt zu deutschen Dienststellen und auch zur einheimischen Bevölkerung gefunden. Die Jugend der Ortschaft besuchte uns, darunter mehrere Ziehharmonikaspieler.

Auf den Gedanken, die weißruthenische Jugend von deutscher Seite zu organisieren, war man wie gesagt, viel zu spät gekommen, nämlich erst in der Zeit des allgemeinen Rückzugs, in der wir einen Teil dieses Gebietes nach dem anderen aufgeben mußten.. Außerdem war der Ansatz zu dieser Jugendwerks-Arbeit von Anfang an verfehlt. Anstatt die jungen Menschen erst einmal mit der frühen russischen

Geschichte, der staatsbildenden Leistung der schwedische Waräger, ihrer Vorfahren, vertraut zu machen etwa an Hand einer russischen Ausgabe des großartigen Buches Gardariki von Dagmar Brandt, anstatt ihnen ein neues Selbstbewußtsein zu geben und sie gegen das khasarisch-bolschewistische Dogma immun zu machen, steckte man sie kurzerhand in Wehrertüchtigungslager nach deutschem Vorbild und schickte sie von dort gleich an die Front, dem sowjetischen Vormarsch entgegen. Es war das sinnlose Opfer einer Jugend, die sehr viel germanisches Erbe in sich trug, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Für den nächstfälligen Frühjahrsurlaub erhielt ich eine Einladung auf eine Führerschule dieses Jugendwerks, gleichzeitig die Aufforderung meines zivilen Arbeitgebers, der Nordischen Gesellschaft, an einer Tagung auf der Wartburg teilzunehmen. Von mir aus hatte ich eine Aufenthaltsgenehmigung für das Gebiet um Witebsk und Polozk beantragt, in dem ich zuletzt eingesetzt gewesen war, und hoffte, dort für die Dauer meines Urlaubs in der Zivilverwaltung arbeiten zu können. Alle drei Pläne aber scheiterten an der Ablehnung durch meinen Abteilungs-(Bataillons-)Kommandeur, der, wie sich später zeigte, offensichtlich zum Kreis der Widerständler um die Attentäter vom 20. Juli 1944 gehörte.

Um dennoch irgend etwas Nützliches zu tun, lud ich einen Unterführer des Weißruthenischen Jugendwerks, Boris Schimanski, ein, mich auf meiner nächsten Urlaubsfahrt nach Deutschland zu begleiten, und beschaffte bei den zuständigen deutschen Dienststellen alle dafür erforderlichen Papiere. Zwar verzögerte sich die Abfahrt noch bis Mitte Mai, aber dann konnte ich dem 17jährigen Boris nacheinander die Ostsee bei Travemünde, das total zerbombte Hamburg, die trotz allem schon wieder arbeitende Werft von Blohm und Voss zeigen. Wir wanderten über den Höhenrücken des Teutoburger Waldes vom Arminiusdenkmal zu den Externsteinen, und ich ver-

suchte, ihm klarzumachen, daß hier das eigentliche Herz Deutschlands sei.

In Dresden erlebten wir - unmittelbar vor der vollständigen Zerstörung dieser Stadt auf Befehl Churchills - traumhaft schöne Tage im Hause Nieland in Loschwitz sowie in der Oberbürgermeisterloge der Staatsoper. Boris bewies eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit und zeigte sich auch ungewohntesten Situationen gewachsen. Am 10. Juni konnte ich ihn in Ossipowitschi unbeschadet seiner Mutter zurückerstatten und ihm Arbeit beim Drahtfunk im Rahmen der deutschen Propaganda verschaffen, allerdings nur noch für zwei Wochen. Dann war es mit der deutschen Anwesenheit in Weißruthenien endgültig vorbei. Die Sowjets rückten von Südosten her vor. Unmittelbar bevor sie auch Ossipowitschi eroberten, wurde unser Trupp dort - nach zwei Nächten mit ungewöhnlich schweren Bombenangriffen - herausgezogen. Boris, den ich mitnehmen wollte, konnte Mutter und Bruder nicht allein lassen und blieb.

In rascher Folge fielen Minsk, Baranowitsche und Molodetschno. In dem Zusammenbruch einer Front, die einmal vom Nordkap bis an den Nil gereicht hatte, war es wie ein Wunder, daß wir noch Anschluß an den Troß unserer Kompanie finden und mit diesem quer durch Polen bis in den Suwalki-Zipfel im Südosten Ostpreußens entkommen konnten. Dort hätte es mich bei einem Bombenangriff sowjetischer Flugzeuge um ein Haar noch erwischt. Bei dem Versuch, unsere Fahrzeuge gegen Fliegersicht zu tarnen, wurde der Schirrmeister schwer verwundet. Auf der Suche nach dem Sanitäter - ich war UvD - hörte ich eine Bombe fallen und warf mich hin. Der Splittersegen der krepierenden Bombe fegte knapp zwei Handbreit über meinen Rücken weg, durchsiebte buchstäblich die Balkenwand des benachbarten Blockhauses und schlitzte die darin gestapelten Uniformhosen der ganzen Länge nach auf, in lauter millimeter-breite Streifen.

Im Juli und August wurde mein Trupp in der Wetterfunkstelle Kulm an der Weichsel eingesetzt. Von dort konnten wir die Probestarts der V2-Raketen in Peenemünde beobachten, mit den kennzeichnenden zickzackförmigen Kondensstreifen, durch die wechselnde Windrichtung in verschiedenen Höhenschichten verursacht. Während der ersten Septemberhälfte war ich zu einem Lehrgang für „N.S.-Führungsoffizierhelfer" kommandiert. Das Attentat auf Hitler in Rastenburg vom 20. Juli hatte - auch das natürlich um viele Jahre zu spät - die Notwendigkeit einer politischen Unterweisung der Truppe deutlich gemacht. Für jeden größeren Truppenteil wurden nun - im letzten Augenblick - sogenannte Nat.-soz. Führungsoffiziere eingesetzt, mit Helfern im Unteroffiziersrang. An den Folgen der jahrelangen Unterlassung, der Wahnidee von einer unpolitischen Armee überhaupt, konnten solche Kurzlehrgänge nichts mehr ändern. Vom Inhalt ist mir auch nichts im Gedächtnis geblieben. Nachhause schrieb ich nur: „Man macht es sich ziemlich einfach."

Wieder einmal bestätigt es sich, daß aktuelle Propaganda, Stimmungmache von Tag zu Tag, „relativ verminderte Wahrheit", wie Schwartz von Berg es genannt hatte, keine tiefgehende Überzeugung vermitteln kann, die auch in Notzeiten standhält. Das vermag nur eine langfristig wirksame Schulung in Grundlagenwissen, mit dem jeder einzelne sich persönlich auseinandersetzen muß, um zu einer eigenen Überzeugung von Dauer zu gelangen. Eben das war von 1933 an versäumt worden. Ich kann mich da, wenn ich heute Bilanz ziehe, als einen der Zeitzeugen betrachten, denn die weltanschauliche Schulung war ja in der Hitlerjugend „mein Fach", hatte sich aber niemals, auch im Schulungsamt der Partei nicht, gegen das Propagandaministerium durchsetzen können. Und so eindrucksvoll die Goebbels'sche Methode propagandistisch, also kurzfristig war, so kläglich mußte sie angesichts des bevorstehenden totalen Zusammenbruchs versagen.. (vgl. hierzu D. Vollmer, Geopferte Zukunft, Schleswig 1992, Seite 66 Mitte).

Von jenem wirkungslosen Kurzlehrgang zurück, erhielt ich in Kulm den letzten Einsatzbefehl meiner Kompanie in diesem Kriege und fuhr mit zwei Obergefreiten, einer davon Kraftfahrer, und einem motorisierten Gerätewagen nach Passenheim in Ostpreußen, zwischen Allenstein und Ortelsburg gelegen. Mittlerweile war es Mitte Oktober geworden, und unsere Leuchtfeuersignale dienten fast nur noch den deutschen Sturzkampfflugzeugen, die in ununterbrochenem Einsatz die angreifenden sowjetischen Panzereinheiten bombardierten, allen voran Oberst Hans Ulrich Rudel, der allein über 500 Panzer, das ist eine ganze Armee, außer Gefecht gesetzt hat. (Ich sollte ihn später, in Argentinien, noch persönlich kennenlernen.)

Doch erwartete mich in Passenheim noch eine andere Aufgabe. Der Jungstamm des Deutschen Jungvolks in dieser Gegend war seit Monaten führerlos. Da seit kurzem gestattet war, daß Soldaten, die HJ-Führer gewesen waren, soweit der militärische Dienst es zuließ, wieder Führungsaufgaben übernehmen, konnte ich in den letzten Oktobertagen dort antreten und mich außer um meine beiden Obergefreiten um 300 ostpreußische Jungen kümmern. Sofort war die alte Faszination wieder da: Jungen in ihrem Reifealter führen zu dürfen (führen, nicht unterrichten oder gar dressieren), mit ihnen zu leben, mitzuleben, wem diese Vorstellung nichts sagt, dem kann man sie auch nicht erläutern oder nahebringen. Da scheiden sich einfach die Geister, besser: die Seelen.

Natürlich würde es wieder ein Abschied werden, unter den gegebenen Umständen sogar ein besonders schmerzlicher, vielleicht grausamer Abschied, aber noch blieb uns Zeit, aufeinander zuzugehen und uns immer besser kennen zu lernen. Es sollten drei Monate werden, in denen sich der sowjetische Ring immer enger um Ostpreußen schloß, in denen wir noch auf irgendeine „Superwaffe" hofften, die mit einem Schlage das Schicksal wenden würde ...

Unsere Neujahrsfeier, das bittere Ende, und die schrecklichen Eindrücke während der Flucht habe ich in „Geopferte Zukunft" geschildert und will sie hier nicht wiederholen.

1945

Etwa zur selben Zeit, in der Churchill die Stadt Dresden, das Elbflorenz, ohne jede militärische Bedeutung, in einen glühenden Schutthaufen verwandeln ließ, mit etwa ebenso vielen Toten wie beim amerikanischen Atombombenangriff auf Hiroshima, entkam unser kleiner Trupp mit stotterndem Motor bei Dirschau über die noch unversehrte Weichselbrücke gerade noch dem sowjetischen Einschließungsring... Daß uns dies noch gelang nach einer Fahrt diagonal durch Ostpreußen bei klirrender Kälte über vereiste Straßen inmitten eines verzweifelten Flüchtlingsstroms, verdankten wir der unbeschreiblichen Anstrengung, dem Orientierungsvermögen und „sechsten Sinn" unseres Kraftfahrers. Auch daß wir in dem Chaos den Anschluß an unsere Kompanie wiederfanden, verdankten wir ihm. In meinem Gedächtnis klafft hier eine Lücke. Ich war krank und außerdem von schlechtem Gewissen verfolgt, weil ich nichts mehr für die Passenheimer Junvolkjungen hatte tun können und befürchten mußte, daß sie mit ihren Familien den Sowjets in die Hände gefallen waren. Haften geblieben sind nur einzelne Bilder. Zuerst, daß wir gleich bei der ersten Sammelstelle die drei niederländischen Jungen vom freiwilligen Landdienst herausgeben und zurücklassen mußten, die wir unterwegs in Ostpreußen von der Straße aufgelesen und mitgenommen hatten. Sie sind vermutlich in irgendeine Volkssturmeinheit gesteckt und an die Front geschickt worden, soweit von einer solchen noch die Rede war. Dann ein großer pommerscher Bauernhof, auf dem die ganze Familie unermüdlich den durchziehenden Flüchtlingsstrom, Bevölkerung wie Soldaten, mit warmer Verpflegung versorgte, offensichtlich dabei ihre gesamten Vorräte verbrauchte. Dem großen, kräftigen Bauern liefen die Tränen übers Gesicht.. Er wußte, daß er sich mit den Seinen am Ende selber dem Zug anschließen mußte, und daß sein alter Hof verloren war.

Während der letzten Februarwochen und den ganzen März und April über schlängelte sich unsere Kompanie (oder war es sogar die ganze Abteilung, d.h. Bataillon? Ich weiß es nicht mehr.) auf abenteuerliche Weise durch den immer schmaler werdenden, ständig von Tieffliegern mit ihren Bordwaffen beharkten Raum zwischen Ost- und Westfront. Zuweilen konnte man den Eindruck gewinnen, als sollten wir vor den „Heldenklau"-Offizieren versteckt werden, die jede militärische Einheit nach irgendwie noch fronteinsatzfähigen Männern durchkämmten. So näherten wir uns allmählich dem Süden, auf die sagenhafte Alpenfestung zu (die es garnicht gab). In Niederösterreich wurde unser Eisenbahnzug von Tieffliegern mit Bordwaffen angegriffen. Wir sprangen aus den noch rollenden Waggons und warfen uns an den Bahndamm, wo die Geschosse zwitschernd zwischen uns einschlugen. Unglaublicherweise wurde niemand verletzt. Aber als wir unser Gepäck aus dem Zug holten - die Lok dampfte aus hundert Schußlöchern - war in dem auf meinen Luftwaffenrucksack geschnallten Stahlhelm eine faustgroße Beule. Und im Inneren des Rucksacks hatten die beiden Hälften eines zerbrochenen Stahlmantelgeschosses offenbar gegeneinander rotiert und dabei den Inhalt, Wäsche und Tagebücher, zu feinem Staub zermahlen. Wir mußten zu Fuß weiter, von Gehöft zu Gehöft, und gelangten schließlich an den Mondsee, etwa zwanzig Kilometer östlich von Salzburg. Dort verlor ich, zusammen mit einem Kameraden, beim Fouragieren, d.h. beim Abholen der Verpflegung für unsere Einheit beim nächstgelegenen Depot, das wir erst suchen mußten, den Anschluß an die Kompanie. Wir fanden sie nicht wieder. Zwischen Mondsee und Bad Ischl erwartete man in den letzten Apriltagen das Eintreffen der vordersten amerikanischen Panzerspitzen. Es war eine unheimliche Atmosphäre. Deutsche Truppen waren hier nicht mehr zu sehen, die amerikanischen noch nicht. In diesem herrenlosen Raum kroch beutelüsternes Gesindel aus seinen Kellerverstecken. Meine Nerven reagierten instinktiv, ich roch förmlich die Anarchie, witterte das schleichende Chaos.

In dem Bestreben, irgendwo wieder Anschluß zu finden, wo es noch Möglichkeit zu einem halbwegs sinnvollen Einsatz gab, meldeten wir beiden Versprengten uns beim Ortskommandanten, einem schwerverwundeten alten Haudegen mit hohen Auszeichnungen, der als einziger Ordnungsfaktor noch zurückgeblieben war. Er schwang sich mit seiner hölzernen Beinprothese in drei Sätzen die Treppe zu uns herab, zeigte auf unsere Frage, wo denn noch gekämpft würde, mit ausgestrecktem Arm in irgendeine Richtung und sprach die wahrhaft klassischen Worte : „Da müßt's naus, wann's raufen wollt's."

Wir beiden marschierten also in der gewiesenen Richtung los und wurden, noch in Bad Ischl, Zeugen einiger eindrucksvoller Vorgänge. Für die richtige Reihenfolge kann ich nicht bürgen, da mein Gedächtnis mir nur einzelne Bilder übermittelt, aber keine zeitliche Folge. Da kam zum Beispiel ein junger SS-Mann mit einem großen, schwarzen Mercedeswagen vom Wagenpark des Stabes ReichsführerSS und wollte Kraftstoff tanken. Zwei ältere SS-Dienstgrade, die die Buchstaben SD am Ärmel trugen (Sicherheitsdienst), wiesen ihn barsch ab mit den Worten: „Es hat sich ausgehimmlert." Da ich die Zusammenhänge, die Entwicklung der letzten Wochen nicht kannte, war das für mich ein schwerer Schock.

Dann sahen wir plötzlich die Filmschauspieler Theo Lingen und Paul Hörbiger mit rot-weißroten Armbinden, die sie als Österreicher ausweisen sollten, sehr beflissen um die Offiziere eines amerikanischen Vorauskommandos bemüht. Es ging offenbar um die Übergabe einer langen Wagenkolonne von Diplomaten der mit Deutschland verbündeten Mächte, samt ihren Ehefrauen.

Abends suchten und fanden wir Unterkunft in einem Privathaushalt. Der Hausherr und Vater war noch nicht aus dem Kriege zurückgekehrt. Sein dreizehnjähriger Sohn war Fanfarenbläser in einem Fanfarenzug des Deutschen Jungvolks (gewesen) und bewies uns noch

spät abends in schmetternden Tönen sein Können.

Das war das letzte Mal, daß ich etwas von Hitlerjugend und Jungvolk zu hören bekam, auf Jahre hinaus auch die letzte Erinnerung an Jungenführung und Jugendbewegung überhaupt. Tags darauf meldete der Rundfunk, noch in deutscher Regie, daß Adolf Hitler tot sei, und zwar in der ersten, von Martin Bormann verfaßten, falschen Fassung: „Im Kampf gefallen".

Für mich bedeutete diese Meldung, obgleich vorausgeahnt, das absolute Ende. Alle Hoffnungen, die ich trotz zunehmender Zweifel noch auf irgendeine Rettungstat dieses Mannes, auf eine spätere Rückkehr zur ursprünglichen Zielsetzung gehegt hatte, waren nun abgeschnitten. Der Bogen von jener Meldung Anfang September 1939: „Seit heute früh, fünf Uhr ..." bis zu dieser letzten Meldung jetzt vom 1. Mai 1945 war geschlossen. Mein Unterbewußtsein reagierte damals wie jetzt in ähnlicher Weise wie auf den Beginn einer Krankheit, mit innerlichem Frieren.

Schon vorher war mir der Gedanke gekommen, es habe wohl so sein sollen, daß ich den Anschluß an meine Kompanie verlor. Nun war ich endlich frei für eigene Entscheidungen. Und es war hohe Zeit, den feierlichen Eid einzulösen, den ich am 9. November 1935 in München vor Rudolf Heß geleistet hatte. Wenn der Gefolgsherr fällt, kann die Gefolgschaft nicht überleben. Das sagte mir eine innere Stimme klar und hart.

Der Zufall wollte es, daß uns beide Versprengten beim Weitermarsch nach Westen, den amerikanischen Panzerspitzen entgegen, ein mit vier prächtigen Pferden bespannter Jagdwagen überholte. Auf dem Kutschbock saß ein junger Volksdeutscher aus Siebenbürgen, ein Rumäniendeutscher also. Von dort stammte auch das Gespann. Um den Wagen herum marschierte ein Pulk deutscher Sol-

daten verschiedener Waffengattungen unter Führung eines SS-Oberscharführers, alle ohne Rang- und Dienstgradabzeichen. Es handelte sich um eine Wehrwolfeinheit, die im Auftrage eines der österreichischen Gauleiter hinter den amerikanischen Linien den Widerstand organisieren sollte. Aus heutiger Sicht mag ein solcher Auftrag wahnsinnig erscheinen. Damals lag er durchaus im Zuge eines verbissenen Widerstandswillens, auch über eine militärische Kapitulation hinaus. Ich schloß mich dieser Gruppe an und wurde mit wenigen Worten sowie einem vielsagenden Klopfen auf die Pistolentasche auf die klaren Konsequenzen des verdeckten Kampfes hingewiesen.

Doch dauerte dieses Abenteuer nur wenige Stunden und fand ein ganz unheroisches Ende. Als uns die ersten Panzer entgegenrollten, passierte zunächst garnichts. Sie ließen uns einfach durch und vorbei. Aber als wir kurz darauf eine Marschpause einlegten und, am Straßenrand sitzend, uns aus dem Brotbeutel verpflegten, fuchtelte mir plötzlich ein total betrunkener amerikanischer Sergeant mit seiner entsicherten Maschinenpistole vor der Nase herum und bedeutete mir, ich solle auf seinen Jeep aufsteigen, auf dem sich schon zahlreiche Schickselsgenossen drängten.

Das war für mich des Kriegsende, am 4. Mai, vier Tage vor der deutschen Kapitulation.

In rasender, halsbrecherischer Fahrt - auch der Mann am Lenker war vollständig betrunken - fegten wir, hin und herschwankend und krampfhaft ineinander verklammert, um nicht über Bord geschleudert zu werden, durch die Haarnadelkurven der Gebirgsstraße, der bayerischen Grenze entgegen. Dort wurden wir für die Nacht in eine provisorische Gefangenensammelstelle, zwei oder drei Baracken, mit über tausend anderen so dicht zusammengepfercht, daß man jeweils nur ein Bein auf den Boden stellen konnte. Umfällen war unmöglich,

an Schlafen nicht zu denken.

Am nächsten Morgen ging es weiter, in ein 50 000-Mann-Lager auf offener, verschlammter Wiese bei Bad Aibling am Chiemsee, mit der Alpenkette im Hintergrund. Bei der Einfahrt in dieses Lager - Stacheldrahtverhau, Wachtürme, keinerlei Witterungschutz - und angesichts des Gewimmels von 50 000 Mann empfand ich dasselbe Grauen, denselben Schock wie ein viertel Jahrhundert zuvor, als sechsjähriger Junge am ersten Vorschultag zwischen hundert schreienden Kindern.

Aus den Grassoden der ehemaligen Wiese bauten sich die Gefangenen Schutzwände gegen Wind und gegen den Regen, der den Untergrund rasch in einen Sumpf verwandelte. Es war kaum noch ein trockenes Plätzchen zu finden, auf das man sich zum Schlafen hätte legen können. Außer mitgebrachten Militärmänteln gab es keinen Schutz. Wer noch eine Decke besaß, teilte sie mit einem Kameraden.

Dazu kam der plötzliche Ausfall normaler Ernährung von einem Tag zum anderen. Bis zur Gefangennahme stets ausreichend verpflegt, jetzt auf eine nahezu Null-Ration gesetzt, das hatte einen radikalen Kräfteverfall zur Folge. Die Amerikaner verabfolgten uns täglich einen Eßlöffel Zucker und einen Eßlöffel Zitronenpuder (als Vitamin C), außerdem eine halbe amerik. Frühstücksration in vorgefertigter Packung für den ganzen Tag.

In dem Bewußtsein, daß ohnehin alles zuende sei, was wir je gehofft und erstrebt hatten, begann ich mich damit abzufinden, daß ich in diesem Lager hier verhungern würde. Ein katholischer Feldwebel redete mir tagelang ins Gewissen, ich dürfe mich nicht so gehen lassen, müsse mehr Lebenswillen entwickeln, ums Überleben kämpfen. Er ereiferte sich richtig dabei. In seiner Gläubigkeit hielt er offenbar das Leben um jeden Preis für ein Gebot Gottes. Ich da-

gegen sah lange Zeit keinen Sinn mehr im Weiterleben.

Wie und wodurch ich dann aus dieser Lethargie wieder herausgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls erwachte allmählich von neuem das Interesse an Dingen, die um mich herum vor sich gingen, auch an einzelnen Menschen, die aus der gestaltlosen Masse heraustraten. Bald entstanden unter den Gefangenen auch Arbeitsgemeinschaften für die verschiedensten Interessengebiete, für die sich Sachverständige zu Worte melden konnten. Und das reizte mich, mitzumachen, dabei auch die alten Ideale zu verteidigen gegen diejenigen, die schon immer dagegen gewesen sein wollten. Diese empörten sich dann, es sei doch eine unglaubliche Frechheit, daß unsereiner schon wieder - oder noch immer - das „verbrecherische" Gedankengut der eben erst überwundenen „Nazizeit" verträte. Mag sein, daß solche Auseinandersetzungen meine Lebensgeister wieder wecken halfen.

Eine amerikanische Jagdfliegerstaffel machte sich ein Vergnügen daraus, bei ihren Übungsflügen möglichst tief auf das Gefangenenlager herabzustoßen und die Maschinen erst knapp über unseren Köpfen abzufangen. Wir zogen buchstäblich jedesmal die Köpfe ein, wenn sie dann dicht über uns dahinschossen. Und das war ja wohl auch der Zweck der Übung. Aber einmal kam einer dabei zu tief herab. Knapp hinter dem Lager bekam er mit einer Tragfläche Bodenberührung, überschlug sich und explodierte. Den Jubelschrei aus 50 000 Kehlen vergesse ich nie. Damit hatten dann diese Tiefflüge ein Ende.

Schließlich, nach anhaltenden Regenfällen, versank das Lager im Schlamm. Wir wurden nach München verlegt, auf die Trabrennbahn Daglfing. Innerhalb der Rennbahn hatte man kleine Viererzelte aufgestellt, mit einem Lattenrost als Boden. Dort konnte man schlafen. Tagsüber wurden wir mit Lastwagen in die Stadt gefahren und zum

Schutträumen eingesetzt. Auch München war ja weithin nur noch eine Trümmerlandschaft. Auf dem Wege zu den verschiedenen Arbeitsplätzen trieben unsere Bewacher uns mit geschwungenen Knüppeln und dem fortwährenden Geschrei „Let's go, let's go, mak snell, you bester soldat of the world" an. Kontakte mit der Münchner Bevölkerung waren streng verboten. Versuchten Hausfrauen, uns heimlich etwas Eßbares zuzustecken, so mußten wir das vor ihren Augen vergraben und mit den Füßen darauf herumtrampeln. Am freundlichsten behandelten uns noch die Negersoldaten. Einige von ihnen brachten gelegentlich zum Ausdruck, in ihren Augen spielten wir jetzt hier in Deutschland dieselbe Rolle wie sie, die Schwarzen, drüben in den USA, und entwickelten eine Art von Solidaritätsempfinden mit uns. Außerdem hatten sie Humor, der zuweilen befreiend wirken konnte.

Aber es gab auch andere Rassen in der US-Armee Ich erinnere mich deutlich an einen Zwerg in amerikanischer Uniform mit chinesischen Gesichtszügen. Er hockte auf einem großen Betonklotz vor den Trümmern eines Hauses, in dem die Geschäftsführung der Nat.soz. Partei gearbeitet hatte. Ging man hinein, so lief man knöcheltief durch Papier, das zum Teil noch den parteiamtlichen Briefkopf oder Stempel trug. Der kleine Chinese draußen bewachte zwei deutsche Gefangene, die mit schweren Vorschlaghämmern den Betonklotz zertrümmern sollten, auf dem er kauerte. Damit sie sich beim Zuschlagen rhythmisch abwechselten, richtete er die Mündung seiner Maschinenpistole jeweils auf denjenigen, der an der Reihe war. Das Ganze war ein Symbol. Anschaulicher konnte man die Lage nicht darstellen. -

Anfang August wurden wir plötzlich entlassen, das Lager München-Daglfing aufgelöst. Irgendein Zusammenhang dieser Maßnahme mit dem Abwurf der beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, mit der gleichzeitigen sowjetischen Kriegserklärung an

das längst kapitulationsbereite Japan oder mit der - ebenfalls gleichzeitigen - Londoner Konferenz zur Einsetzung eines Internationalen Militärgerichtshofes (IMT) war nicht erkennbar, auch nicht plausibel.

Man händigte uns Entlassungsscheine aus und transportierte uns in Güterzügen provinzweise in unsere jeweiligen Heimatgebiete. Dort hatten wir uns auf den zuständigen Arbeitsämtern zu melden. Ich konnte in der Notunterkunft meiner Stiefmutter und ihrer alten Mutter in Ahrensburg mit unterschlüpfen, behelfsmäßig natürlich, streifte durch die Wälder meiner Kindheit, von denen allerdings nur noch die Baumstümpfe übrig geblieben waren. Mit dem Holz der Stämme hatten sich die Einwohner im letzten Winter vor dem Erfrieren bewahrt. Auch die britische Besatzungstruppe hatte bereits kräftig ausgeholzt. Und ich fing an, zu schreiben.

Besonders mußte ich mir den Zorn über die - so viele Jahre am eigenen Leib erlebte - Entartung des Soldatentums zum Komiß, der Entwürdigung des einfachen Mannes aus dem Volke zur reglementierten Gliederpuppe, zum Hampelmann, über die arrogante Nichtachtung seiner beruflichen und persönlichen Bedeutung von der Seele schreiben. Ich nannte das Manuskript, das eine Fülle von Beobachtungen, eigenen Erlebnissen und Reflexionen enthielt, „Die deutsche Krankheit". Es ist nie veröffentlicht worden, und auch die Niederschrift ging mir verloren.

Es war ja ganz unmöglich, all das innerlich aufzuarbeiten, was in diesen letzten sechs Jahren seit Kriegsbeginn auf mich eingestürmt, in mich eingedrungen war. Manchmal saß ich auf einem der vielen Baumstümpfe, unter deren verschwundenen hohen Buchenkronen ich aufgewachsen war, grübelte, versuchte zu abschließenden Erkenntnissen, Ergebnissen zu gelangen und - schämte mich.

Bei meinen Hoisdorfer Schulungsvorträgen vor Jungvolkführern 1937/38 hatte ich auch über das Sterben gesprochen, hatte gepredigt, daß man den Tod nicht fürchten dürfe, hatte aus tusk's (Eberhard Koebels) „Heldenfibel", aus Gertrud Bäumers „Der ritterliche Mensch", aus Kurt Eggers' „Freund Hein" zitiert. Die, denen ich das gepredigt hatte, waren zum großen Teil gefallen. Ich aber lebte noch. Konnte ich den anderen Überlebenden denn noch unter die Augen treten? Was mußten sie mit Recht von mir denken ? Und der Eid vom 9. November 1935 vor Rudolf Heß ? War ich denn der inneren Stimme gefolgt, die mir bei der Nachricht vom Tode Adolf Hitlers sagte, daß spätestens jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, diesen Eid einzulösen, daß man seinen Gefolgsherrn nicht überleben darf?

Es dauerte Jahre, bis ich dieses bittere Schamgefühl soweit verinnerlicht hatte, daß ich wieder frei atmen konnte. Nachhaltig gelang das erst in der Redaktion von „Der Weg" (El Sendero) in Buenos Aires. Dort schrieb ich mir gewaltsam in dem Aufsatz „Und setzet ihr nicht das Leben ein..." die aufgestaute Qual vom Herzen und setzte an die Stelle der vergangenen Verpflichtung eine neue. (Vgl. „Der Weg", (El Sendero), Buenos Aires 1950, Heft 11, Seite 944 ff)

Alles andere als erhebend waren auch die äußeren Umstände, unter denen das Dasein damals ablief. Um nach der Gefangenschaft wieder zu Kräften zu kommen, setzte ich meinen Anteil am Verkaufserlös des Elternhauses auf dem schwarzen Markt in Hamburg in Lebensmittelmarken oder auch direkt in Butter um, natürlich zu Wucherpreisen. Dabei durfte man sich nicht von einer Polizeirazzia erwischen lassen. Es herrschte eine ausgesprochene Ganovenatmosphäre.

Zeitweise lebte ich auch bei Hans Thams in der Lüneburger Heide. Ihm war es gelungen, die Genehmigung zur Eröffnung einer Lebensmittelhandlung in Drögenniendorf zu erhalten. Das Lager, das er

dort in einem umgebauten Stall eingerichtet hatte, bedeutete für uns damals so etwas wie eine Lebensversicherung gegen den Hunger. Das läßt sich heute nur noch verstehen, wenn man sich daran erinnert, daß im Winter 1945/46 in Hamburg Tausende erfroren und verhungerten, vor allem alte Leute, die sich nicht mehr helfen konnten, und ganz kleine Kinder. Viele hausten ja noch behelfsmäßig in Kellerlöchern unter eingestürzten Hausruinen oder in den sogenannten Nissenhütten aus Wellblech. In Familien, deren Väter gefallen, verschollen oder noch in Gefangenschaft waren, mußten schon Zwölfjährige den Ernährer spielen und für die überlasteten Mütter und kleinen Geschwister auf jede nur denkbare Weise Heizmaterial und Nahrung heranschaffen.. Sie konnten nicht erst überlegen, ob auch erlaubt sei, was sie da taten, und wagten oft genug ihr Leben, zum Beispiel beim Herabwerfen von Kohle von fahrenden Güterzügen und Aufsammeln zwischen den Geleisen. Verglichen damit lebten wir in der Lüneburger Heide zwar nicht gerade wie die Maden im Speck, aber doch in hinlänglicher Geborgenheit.

1946

Als ich mich wieder einmal in Ahrensburg vorschriftsgemäß auf dem Arbeitsamt meldete, um nach Beschäftigung zu fragen - ohne das gab es keine Lebensmittelmarken - suchte der junge Angestellte dort eine alte Karteikarte hervor. Darauf stand unter anderem: Verbindungsmann von der Nordischen Gesellschaft zur Reichsjugendführung. Seltsam genug, daß das bisher noch niemandem aufgefallen war. Der Junge machte ganz groß Augen und fragte: „Ja, waren Sie denn überhaupt schon interniert?" Die Besatzungsmächte hatten nämlich verfügt, daß alle irgendwie führend gewesenen Nationalsozialisten in den sogenannten „automatic arrest" zu nehmen seien, und hatten dafür besondere Internierungslager mit nahezu Null-Verpflegung, also Liquidierungszweck eingerichtet. In einem solchen Lager, in den Eisenbahnausbesserungswerkstätten Neumünster, saß zum Beispiel Achims Adoptivvater, Dr. Hans Nieland, seit 1939 Oberbürgermeister von Dresden. Er erlitt dort einen schweren Nervenzusammenbruch und wurde nur durch die regelmäßig am Stacheldrahtzaun übergebenen Nahrungspakete seiner Frau am Leben erhalten.

Ich wußte also bei der Frage des Angestellten, was die Stunde geschlagen hatte, machte auf dem Absatz kehrt und fuhr mit dem nächsten Zug nach Süden, aus der britischen in die amerikanische Besatzungszone. Zu der Zeit war der Informationsaustausch zwischen den örtlichen Verwaltungsbehörden der westlichen Besatzunszonen noch mangelhaft, und so blieb ich ungeschoren. In Mering, einem kleinen Städtchen an der Bahnstrecke Augsburg-München quartierte ich mich im Bahnhofshotel ein. Warum gerade dort, weiß ich nicht mehr. Es ist nicht so einfach, die großen Lücken in der Erinnerung mit den wenigen Bildern, die haften geblieben sind, zu überblenden. Und ich kann nur hoffen, daß trotzdem eine einigermaßen zusammen-

hängende Schilderung zustandekommt.

Dieses Bahnhofshotel in Mering mit seinem regelmäßigen Mittagstisch, wo es auch einmal etwas „ohne Marken" gab, wurde für die nächsten zwei Jahre mein Standquartier, von dem aus ich kreuz und quer durch Süddeutschland reiste, von einer Kreisverwaltung zur anderen, stets auf der Jagd nach den so überlebensnotwendigen Nahrungsmittelmarken. Da die örtlichen Behörden lediglich ausführende Organe der alliierten Militärregierung waren, denen gegenüber wir unsere nackte Existenz zu behaupten hatten, empfand ich beim ständigen, fast immer erfolgreichen Versuch, sie zu überlisten, keinerlei Skrupel. Nur das erbärmliche Niveau dieser Daseinsform ekelte mich nachgrade an und ließ allmählich den Wunsch nach einem radikalen Ausweg immer dringlicher werden.

Natürlich erforderte auch diese Art zu leben Geld. Für die damals noch geltende Reichsmark konnte man sich nichts kaufen. Die wirklich Währung waren amerikanische Zigaretten, die übliche Zahlungseinheit eine „Stange" zu 20 Päckchen. Der ältere Bruder von Hans Thams hatte in Hamburg jemanden ausfindig gemacht, der mit Hilfe einer Drehbank von alten Autoreifen einen bis zu 100 Meter langen, vier Millimeter breiten Gummispan abhob. Das erwies sich als ein damals sehr begehrter Artikel, da es anderes Gummiband nicht gab und rutschende Unterwäsche lästig ist. Ich pendelte also in der Folgezeit zwischen Hamburg und München hin und her und transportierte in überfüllten Zügen, in die man nur noch durch die Fenster einsteigen konnte, sackweise diesen Gummispan gen Süden. Die Szenen, die sich vor der Abfahrt auf den Bahnsteigen des zerbombten Hamburger Hauptbahnhofs abspielten, sind unbeschreiblich. Aber noch toller ging es jedesmal in Eichenberg, südlich von Göttingen, zu, wo die britische, die amerikanische und die sowjetische Besatzungszone zusammenstießen. Dort prügelte eine meist betrunkene amerikanische Soldateska mit geschwungenen Gummi-

knüppeln und viel Geschrei regelmäßig alle Reisenden aus dem Zug, „filzte" das Gepäck auf der Suche nach größeren Handelswerten und veranlaßte einen Aufenthalt von ein bis zwei Stunden. Die Säcke mit dem schwarzen Gummispan, meist unter der Sitzbank verstaut, bekam ich aber immer heil durch, und auch der Verkauf in München bereitete keine Schwierigkeiten. Ich hatte dort feste Abnehmer gefunden.

Kennzeichnend für die damalige Notzeit war ein starkes Bedürfnis der Menschen nach wertvollen kulturellen Erlebnissen, nach Nahrung für das Gemütsleben. Bewußt oder auch unbewußt suchten sie einen Ausgleich zu dem zermürbenden alltäglichen Kampf ums bloße Dasein. Um Konzerte mit klassischer Musik, um anspruchsvolle Theateraufführungen besuchen zu können, die Einwohner zertrümmerter Großstädte standen stundenlang, oft sogar nachts Schlange nach Eintrittskarten. Und während Schauspieler und Musiker bei den Proben vor Unterernährung und Kräfteverfall nicht selten zusammenbrachen, war doch bei der Aufführung die seelische Wechselwirkung, das fruchtbare Spannungsfeld zwischen Bühne und Publikum gerade damals unerhört lebendig, die Tiefenwirkung des Gesehenen und Gehörten, das innere Mitgehen außerordentlich stark.

Beides ließ in späteren Jahren, bei wachsendem Wohlstand und allmählichem Überwinden des seelischen Traumas der Bombennächte, wieder nach und wich einer zunehmenden Verflachung des Geschmacks zur Operettenatmosphäre hin. Die These, daß eine hohe Kultur nur auf dem Boden wirtschaftlicher Blüte gedeihen könne, erwies sich als absolut falsch. Das Gegenteil war der Fall.

Ich nutzte damals jeden Aufenthalt in München oder Stuttgart nicht nur zum Besuch von Theater- und Ballettabenden, sondern auch zu Gesprächen mit Persönlichkeiten, die aktiv am Kulturleben mitwirkten oder dieses noch weiter zu entwickeln suchten. Vor allem

interessierte mich der künstlerische Tanz und ich hatte mehrfach das große Glück, Harald Kreutzberg als Solo-Tänzer zu erleben, auf der Bühne, nicht im Film. Mit den Ballettmeistern des Bayerischen und des Württemberger Staatstheaters sprach ich über ihre Nachwuchssorgen. Infolge der überlieferten verkrampften Vorstellung von dem, was „männlich" sei und was nicht, kamen einfach zu wenige Jungen in die Ballettschulen. Eine wahrhaft groteske Situation angesichts der Tatsache, daß es in der Geschichte des Tanzes bis zum Jahre 1684 ausschließlich männliche Tänzer auf der Bühne gegeben hat. Frauen durften bis dahin nicht öffentlich auftreten. -

Am eindrucksvollsten war ein langes Gespräch mit Bernhard Wosien, dem Stuttgarter Choreographen und Ballettmeister. Er trat auch selber noch als Tänzer auf. Ich habe ihn unter anderem den Zauberer Katschei in Strawinskis Feuervogel tanzen sehen. Außerdem malte er und war überhaupt ein sehr vielseitig bewanderter, hochgebildeter Künstler. Bernhard Wosien bestärkte mich in der Auffassung, daß der Tanz als vollkommene Einheit von Leib und Seele der Urgrund und Ursprung aller anderen Künste sei, daß der Mensch seinen Trieb, sich künstlerisch auszudrücken, zu allererst am eigenen Leibe erprobt und verwirklicht habe. Über die Frage, ob dann auch die Musik aus dem Tanz entstanden sei und nicht umgekehrt, wie allgemein angenommen, lohnt es sich nachzudenken. [2]

---

[2] Vergl. D. Vollmer, „Nordwind", Preuß. Oldendorf 1973, Seiten 37/38, „Tanz"

Mir schwebte damals vor, eine bewußte Förderung der musischen Erziehung in früher Jugend könne die Gemütskräfte stärken und ein heilsames Gegenmittel gegen innere Verkrampfung sein. Denn Gemütsarmut und Verhärtung waren ja kennzeichnende Merkmale einer Generation, die allzu früh und allzu einseitig militärischer Disziplinierung und kriegsbedingten Einschränkungen der persönlichen Entwicklungsfreiheit unterworfen worden war. Ganz abgesehen von der jahrelangen seelischen Marter durch die unbeschreiblichen Begleitumstände und Folgen der Flächenbombardierung in den Städten. Befreiung von diesem Trauma, Heilung der seelischen Wunden und innere Lockerung müßte meines Erachtens am ehesten durch Vermittlung positiver Erlebnisse, eben durch musische Eigenbetätigung möglich sein.

So suchte ich auch selber nach entsprechenden Wirkungsmöglichkeiten, fand aber zunächst noch keinen Zugang zu den ersten Neubildungen eigenständig jugendbewegter, bündischer, jungenschaftlicher oder Pfadfindergruppen. (Solche Kontakte sollten sich erst Jahre später, paradoxerweise von Buenos Aires aus, und dann nach meiner Rückkehr aus Südamerika ergeben.)

Vorerst blieb mir nur die Möglichkeit, mich irgendwo in den üblichen Veranstaltungsbetrieb einzuschalten, um überhaupt auf dem kulturellen Sektor tätig werden zu können. Bei meinen Fahrten kreuz und quer durch Süddeutschland war ich auch wieder nach Oberstdorf im Allgäu gekommen, einem meiner Familie seit Generationen vertrauten Flecken. Dort lernte ich den hoch begabten Pianisten Werner Henkel kennen, einen Meisterschüler Cortots, der für seine Klavierkonzerte und für die Violinkonzerte seiner Frau einen Impresario suchte. Wir wurden uns rasch einig und schlossen am 26.

Mai einen regelrechten Vertrag. Darin war von Anfang an vorgesehen, daß möglichst bald ein Konzertring gegründet werden solle, dessen „alleinig geschäftsführender Angestellter" ich dann sein würde.

Zunächst plante und organisierte ich also Henkels Konzertabende im Allgäuer Raum, und da - wie gesagt - ein echtes Bedürfnis nach klassischer Musik bestand, ließen sich die Veranstaltungen auch gut an. Gleichzeitig bereitete ich den geplanten Konzertring vor. Dazu mußte zuerst die Lizenz eines bereits von der amerikanischen Militärregierung und dem zuständigen Landratsamt zugelassenen Unternehmens beschafft werden. Ich erhielt sie von der Konzertdirektion Hermann Kempf in München unter der Lizenznummer 1174. Sodann mußte das Kind einen Namen haben. Ich nannte es - nach Rücksprache mit Werner Henkel, der die künstlerische Leitung übernahm - „Kammerkunst-Ring Oberstdorf" und fand einen guten Graphiker, einen wirklichen Könner, der ein schönes Emblem für Briefbogen und Einladungen schuf, mit dem besonders schlanken



Oberstdorfer Kirchturm im Mittelpunkt. Die nächsten Klippen, die überwunden werden mußten, waren Papier- und Druckgenehmigung, um die Aufforderung zur Mitgliedschaft und die Einladungen zum ersten Konzert versenden zu können.

Inzwischen gelang es Werner Henkel, die Bamberger (ehemals Prager) Symphoniker für das Eröffnungskonzert zu gewinnen und als Dirigenten keinen Geringeren als Eugen Jochum. Er selbst übte wochenlang den Solopart von Robert Schumanns Klavierkonzert A-moll ein, um vor Jochum bestehen zu können. Dieses Werk ist mir seitdem klanglich Satz für Satz ins Gedächtnis geschrieben.

Am 15. September war es dann soweit. Unter meinen Papieren bewahre ich noch meinen Bleistift-Entwurf für die Eröffnungsansprache des Oberstdorfer Bürgermeisters auf, die er in der mit Birkengrün geschmückten Turnhalle, dem einzig geeigneten Raum, hielt. In der Erwartung, mir hier eine Nachkriegs-Existenz auf bauen zu können, hatte ich mich auch finanziell engagiert und den Rest meines Anteils am Verkaufserlös des Schmalenbecker Elternhauses auf das Konto des Kammerkunstrings eingezahlt, als Sicherheit für etwaige Defizite.

Doch ich hatte - aus mangelnder Lebenserfahrung und allzu großer Vertrauensseligkeit - die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als „Wirt" in diesem Sinne erwies sich eine ehrgeizige und geltungssüchtige Metzgermeisterin, die dem Ehepaar Henkel Monate lang alle nur denkbare Hilfestellung geleistet, schließlich sogar die Verpflegung des ganzen Bamberger Orchesters übernommen und mit alledem zielbewußt ein Abhängigkeitsverhältnis geschaffen hatte, aus dem sich Henkel nicht mehr befreien konnte oder wollte. Das Ziel dieser Frau war, mit ihrer Metzgerei die führende Rolle im Oberstdorfer Kulturleben zu spielen. Dabei war ich ihr im Wege. Schon am Tage nach dem Eröffnungskonzert veranlaßte sie ihn, mir den Stuhl vor die Tür zu setzen, und scheute dabei weder vor Verleumdung noch Lüge zurück. Unser Vertrag erwies sich - wie so viele Verträge - als wertloses Stück Papier. Zum Prozessieren fehlten mir Mittel und - vor allem - Beziehungen.

Das einzige, was mir blieb, war die Verbindung zur Konzertdirektion Hermann Kempf in München.. Nachdem man mich aus meiner Oberstdorfer Gründung hinauskatapultiert hatte, wollte ich es mit ihrer Hilfe in Augsburg noch einmal versuchen. -

1948

Von meinem Stammquartier im Bahnhofshotel Mering aus war Augsburg schnell zu erreichen. Es stellte sich heraus, daß auf das dortige Kulturleben der ersten Nachkriegsjahre hohe kirchliche Würdenträger maßgeblichen Einfluß ausübten. Sie waren bei dem Plan einer Neugründung nicht zu umgehen. Das hatte mich auch die Konzertdirektion Kempf wissen lassen. Ich mußte also trotz meiner entschiedenen Ablehnung des Christentums in jeglicher Gestalt bereit sein, Kompromisse zu schließen, wozu ich ein Jahr zuvor, in Oberstdorf noch nicht bereit gewesen war..

Das Schlimme am Kompromisse schließen ist: hat man erst einmal damit angefangen, gerät man zwangsläufig immer tiefer hinein. Man hat sich gewissermaßen eine Schlinge um den Hals gelegt, die sich immer weiter zuzieht. Nur noch durch eine radikale Gewaltlösung kann man sich davon befreien.

Die erste Instanz, an die ich mich in Augsburg wandte, war der Domkapitular Prälat Dr. Hörmann. Er empfahl mir brieflich Ende Januar, mich an den Bankdirektor Sailer zu wenden, der - so wörtlich - "überall dabei sei, wo musiziert wird". Anfang Februar entwarf ich eine Einladung zur Bildung einer „Augsburger Musikalischen Gesellschaft e.V.", bei der interessierte Konzertbesucher gleichzeitig Mitglieder und Abonnenten auf eine Reihe von zunächst zehn Solisten-, Kammer- und Orchesterkonzerten werden konnten. Auch ins einzelne gehende Programmvorschläge mit damals namhaften Künstlern, vermittelt durch die Konzertdirektion Kempf, waren in dieser Einladung enthalten. Die Gründungsversammlung wurde auf den 13. April im St.Antons-Kasino angesetzt, das erste Konzert auf Ende April.

Dieses Mal sicherte ich mich durch einen Rechtsanwalt ab, um nicht wieder, wie in Oberstdorf, plötzlich in der Luft zu hängen. Bezüglich der Abonnementspreise ließ ich mich durch die Preisüberwachungsstelle der Regierung von Schwaben beraten. Der ganze Februar war mit intensiven Besprechungen ausgefüllt. Dabei lernte ich auch den bischöflichen Sekretär Monsignore Kunstmann kennen, der ein lebhaftes Interesse am künstlerischen Tanz zeigte und nachhaltig einen jungen Augsburger Solotänzer förderte, mir auch Gelegenheit gab, diesem bei seinem Training in einer Turnhalle zuzuschauen. Solche seltenen Gelegenheiten mußten genutzt werden, weil ich damals überlegte, ob ich Ballettkritiken schreiben könne. Nicht vom Musikalischen her, dazu verstand ich zu wenig von Musik, sondern vom Bewegungsablauf, von der „Gestaltung" her.

Die wichtigste Besprechung hatte ich am 13. März mit dem Intendanten der Augsburger Städtischen Bühnen, Guido Nora. Er hatte Bedenken geäußert, die städtischen Konzerte und die unserer Musikalischen Gesellschaft könnten sich gegenseitig behindern. Ich versuchte ihn davon zu überzeugen, daß wir beide miteinander verbinden und gemeinsam durchführen sollten, und entwarf eine Pressenotiz in diesem Sinne.

In dieser Zeit litt ich an einer widerwärtigen Forunkulose, vermutlich infolge der unmöglichen Ernährung. Was fraß man damals nicht alles in sich hinein, nur um satt zu werden. Die immer neuen großen Geschwüre, die eine besonders sorgfältige Hygiene und häufige Verbandswechsel erforderten, bildeten auch eine seelische Belastung. Eine wesentliche Voraussetzung zum inneren Frieden mit sich selbst ist ja die Freude am eigenen Körper. Wandelt sich diese allmählich in einen Widerwillen, mag man sich selbst nicht mehr leiden, so ist der innere Frieden dahin.

Um diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, ließ ich mir

von einem Meringer Arzt eine Schocktherapie verschreiben, einen sogenannten „Eleudron-Stoß". Eleudron gehörte zu den damals noch neuen Sulfonamiden, die jeden Entzündungsherd beseitigen sollten. Der Arzt machte mich pflichtgemäß darauf aufmerksam, daß ich damit zwar die Forunkulose los werden, dafür aber langfristig die Magenwände schwer schädigen würde. Das nahm ich in meinem damaligen Zustand in Kauf und schluckte zehn Eleudron-Tabletten auf einmal. Die Voraussage des Arztes traf ein, die erste sofort, die zweite nach Jahren auch in Form einer Kette von Magengeschwüren, die schließlich, fast ein viertel Jahrhundert später, zum Magenverschluß führen und eine größere Operation notwendig machen sollten.

Ebenfalls im Frühjahr 1948 wurde in München eine Export-Messe für Qualitätswaren solcher deutscher Betriebe veranstaltet, die so etwas schon wieder herstellen konnten. Zu dieser Messe wurden nur ausländische Besucher zugelassen. Deutschen war der Zugang versperrt, und die ausgestellten Artikel waren auch nur für ausländische Valuta zu erwerben. Die Reichsmark stellte keinen Wert mehr dar. In einem Sonderzug, der direkt auf das Messegelände rangiert wurde, kam mit zahlreichen anderen schwedischen Kaufleuten auch mein alter Freund Arne Clementson aus Malmö und mit ihm - durch seine Vermittlung ermöglicht - auch Wilhelm Krap, der frühere Oberjungbannführer von Hamburg. Arne verschaffte auch mir Zugang zur Messe. Es war unser erstes Wiedersehen nach dem Kriege, der auch ihm - als Freiwilligem an der finnischen Front- schwer zugesetzt hatte. Bei dieser Gelegenheit übergab ich ihm das einzige Wertstück, das ich noch besaß, und das wie durch ein Wunder den Krieg unversehrt überstanden hatte.

Es handelte sich um die Autographensammlung meiner Eltern, die mir bei der Erbteilung anläßlich des Verkaufs und der Räumung des Schmalenbecker Elternhauses in meiner Abwesenheit zugesprochen

worden war. Da die Vorfahren meiner Mutter - jeweils mütterlicherseits - aus drei Verlagshäusern stammten, Grunow, Goldmann und Varnhagen, hatten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zahlreiche Originalbriefe bedeutender Dichter angesammelt. Die wertvollsten Stücke waren ein Brief Friedrich Schillers an den Vater von Theodor Körner, ein Goethe-Brief, in dem allerdings nur die Unterschrift von ihm selber stammte, ein Brief von Turgenjew in deutscher Sprache, ein Mörike-Brief u.s.f.

Meine Stiefmutter hatte diese Sammlung für mich gerettet, indem sie sie mit Beständen der Hamburgischen Staatsbibliothek in einem Hochbunker barg. Gleich nach dem Kriege war die Echtheit der einzelnen Stücke noch einmal von Sachverständigen bestätigt worden, und ich hatte, um die Sammlung veräußern zu können, einen Katalog in englischer Sprache drucken lassen. Nun nahm Arne Clementson die kostbaren Briefe, zwischen Messeprospekten versteckt, mit nach Schweden, um sie durch die Stockholmer Buch-Auktions-Kammer versteigern zu lassen. Auf das Ergebnis hatte er natürlich keinerlei Einflußmöglichkeit. Es sollte ein fürchterlicher Hereinfall werden und nur etwa ein Hundertstel des wirklichen Autographenwertes (nach Londoner Maßstäben) einbringen. Wie so oft, wenn man verkaufen muß, bekommt man nur ein Minimum vom Wert. Es bedrückt mich noch heute, so verschleudert zu haben, woran drei Generationen meiner Vorfahren einst sammelten. Später versuchte ich, das wenigstens teilweise wieder gutzumachen, indem ich eine neue Sammlung begann (Autographensammlung Vollmer-Ahlfeld II, im Besitz von Heiko Schröppe).

Den nächsten Schlag brachte die Währungsreform. Sie machte alle Vorarbeiten für die Augsburger Musikalische Gesellschaft zuschanden. Das Geld, das ich für den Verkauf der Eintrittskartenblocks (Abonnements) für die ersten zehn Konzerte eingenommen hatte, war über Nacht nichts mehr wert, und ich konnte die Konzerte nicht

durchführen, der übernommenen Verpflichtung nicht nachkommen. Das gab nun den letzten Anstoß, meine lange gehegten Auswanderungspläne endlich wahrzumachen.

Die Verhältnisse in „Trizonesien", den drei westlichen Besatzungszonen des besiegten Deutschland waren ohnehin unerträglich, von der sowjetisch besetzten Ostzone garnicht zu reden. Es herrschte primitive, brutale Gewalt der Sieger- und Besatzungsmächte. In Landsberg am Lech wurden Woche für Woche Angehörige der SS von amerikanischen Soldaten auf barbarische Art gehenkt. Diese hingen sich nach dem Öffnen der Falltür zu mehreren unter dem Schafott an die Füße des Gehenkten, um den Genickbruch herbeizuführen. Und im Zuchthaus von Schwäbisch Hall folterten und quälten in amerikanischer Uniform „heimgekehrte" Emigranten wie Lieutenant Pearl und Kirschbaum neunzehnjährige Waffen-SS-Soldaten auf sadistische Art so, daß die umwohnenden Einwohner nachts von den Schreien der Gefolterten aufgeschreckt wurden und einige der Jungen als Folge der perversen Quälereien unfruchtbar blieben. Auf dem Innenhof des Gefängnisses von Hameln entstand unter britischer Besatzung ein Massengrab, mit Leichen der Zivilbevölkerung, deren Todesursache nie aufgeklärt wurde. Alles dies und vieles mehr wurde später vertuscht und totgeschwiegen, da ja die von den Besatzungsmächten eingesetzten Verwaltungsorgane eben deren Kreaturen und beflissenen Vollstrecker waren und blieben bis auf den heutigen Tag. -

Der erste Versuch, mich dieser widerwärtigen Umwelt zu entziehen, endete damit, daß mir auf der für Mering zuständigen amerikanischen Kommandantur gesagt wurde: „Ach, Sie wollen sich der Hungerstrafe entziehen. Nein, bleiben Sie mal schön hier." So blieb nur der Weg über die französische Besatzungszone.

Zuvor hatte ich mir, noch in Oberstdorf, von einem alten Tischler

eine kleine Dokumententruhe anfertigen lassen, mit handgeschnitztem Deckel und Flanken. Oben darauf die Irminsul, im Inneren des Deckels auf imitiertem Pergament, graphisch von berufener Hand gestaltet, die erste Fassung der Widmungsverse für Achim. In diese Truhe legte ich mein Tagebuch und die Manuskripte, die in den letzten zwei Jahren entstanden waren. Dann brachte ich sie zu Georg Mayr, dem Förstersssohn, in die Försterei Dietersberg. Sie liegt in demjenigen der Oberstdorfer Seitentäler, das mit der verlassenen Siedlung Gerstruben am weitesten ins Gebirge hineinführt, am Fuße der Höfats. Dort wurde die von Herrn Kaiserswerth so kunstgerecht geschnitzte Truhe sorgsam gehütet und überstand unbeschadet die nächsten sechs Jahre bis zu meiner Rückkehr.

Von ihrem Inhalt, den Tagebuchnotizen und Manuskripten, die den damaligen, heute ganz unvorstellbaren Umständen abgerungen worden waren, ist einiges hier erwähnenswert: zunächst die handschriftliche Neufassung der „Russischen Aquarelle", jener Stimmungsbilder aus Krasnyj, deren erste Niederschrift der Dresdner Plünderung zum Opfer gefallen war (vgl. S. 41 f.). Das Motto, das bereits im Juli 1946 in Schöllang bei Oberstdorf entstand, sei hier noch einmal zitiert:

„Was mir trotz aller Verachtung, die die Zeit lehrt, am Menschen immer wieder liebenswert erscheint, das sind die letzten, verstohlenen Anzeichen von Ursprünglichkeit. Die schöne Anmut dieser Ursprünglichkeit, nicht nur in der leiblichen, auch nicht nur in der seelischen Bewegung, sondern in der Verflechtung beider, in der die eine nur ein Ausdruck der anderen ist, wurde mir zuerst bei jungen Menschen zu Hause, später dann vor allem bei jungen Menschen des Ostens zum Erlebnis. Und diese ursprüngliche, natürliche Anmut schätze ich mehr am Menschen, als alle Errungenschaften seines Geistes, es sei denn, daß ihn dieser am Ende wieder zur Ursprünglichkeit zurückführt."

Sodann ein - ebenfalls handschriftliches - Lebensbild meine Freundes Achim, dem ich so unsagbar viel zu verdanken habe, und auf dessen nur zwanzigjährigen Erdenwandel sich das Wort „früh vollendet" wahrhaft anwenden läßt. Ferner das „Formbüchlein" mit kurzen Sentenzen über Fragen künstlerischer Gestaltung, des Geschmacks, des Tanzes, des Raumes, der Kleidung, des Auftretens und der Erziehung. Motto:

„Das brodelnde Quellen immer neuer, vielfältiger Formen aus dem Urgrund des Herzens - das bedeutet Kultur."

Dazu mehrere Manuskripte über den künstlerischen Tanz, besonders über das Nachwuchsproblem, das in den ersten Nachkriegsjahren brennend war, zwei davon veröffentlicht in der Münchner Bühnenzeitschrift „Das neue Podium" (Nr. I 9/10 und I 15 1946) „Tänzernachwuchs" und „Tanzkunst unmännlich?" mit dem Versuch, einem weit verbreiteten Vorurteil entgegenzuwirken. Schließlich und vor allem die umfangreiche Arbeit „All-Einheit", Der heile Mensch und die ganze Welt, Versuch zur Überwindung des Dualismus, mit den beiden Teilen „Hirn und Herz" sowie „Ganzheit, das große Leben" unter dem Motto aus Hölderlins Hyperion „Ach, wäre ich nie in eure Schulen gegangen..." Aus dieser grundlegenden Arbeit ist später manches in mein Buch „SONNENSPIEGEL" eingegangen.

Auch ein leidenschaftlicher Text über die Rechtlosigkeit der Jugend fand sich in der Truhe wieder: „Jugend - ewige Sklaverei", in dem es u.a. heißt:

„Der schamlosesten und brutalsten Unterdrückung, die es gibt, ist noch niemand entgegengetreten, nämlich der Versklavung, dem Mißbrauch der Jugend durch die Erwachsenen, die in allen Klassen, bei beiden Geschlechtern und zu allen Zeiten die gleiche war."

Nicht zuletzt geben die Tagebucheintragungen Aufschluß über mein damaliges Denken und Empfinden. Darum sei auch aus ihnen hier einiges wiedergegeben :

(Mering, 25. Januar 1948) „*Obgleich noch handgreiflichere Tatsachen schlechterdings nicht mehr aufgeboten werden können, ist es dennoch unmöglich, den weitaus größeren Teil der Deutschen zu der Überzeugung zu bringen, daß ein regelrechtes Todesurteil gegen sie vorliegt und mit stetiger Planmäßigkeit vollzogen wird. Denn es ist bequemer, zu hoffen. Es ist bequemer, die alarmierenden Tatsachen zu vergessen und den Zeitungen und Wochenschauen zu glauben, wenn sie von Lebensmittel-Importen sprechen, obgleich man genau weiß, daß solche Meldungen nicht den Tatsachen entsprechen. Es ist bequemer, den eigenen körperlichen Verfall, den eigenen Gedächtnisschwund, die eigene Unfähigkeit zu konzentrierter geistiger Arbeit und die Lebensuntüchtigkeit der Neugeborenen nicht zu bemerken, sondern so zu tun, als sei man selbst noch ganz der Alte und „als ginge alles wieder aufwärts". Es ist bequemer, sich so lange etwas vorzumachen, bis man allmählich völlig entkräftet ist, und - schon halb im Sarge - immer noch zu sagen: „Aber das können sie doch nicht tun! Sie können doch nicht ein 60-Millionenvolk verhungern lassen!", obgleich man im Grunde genau weiß, daß sie das sehr wohl können und schon ganz andere Dinge gekonnt und getan haben. Es ist bequemer, es ist bequemer, es ist bequemer... Denn andernfalls, wenn man die Dinge sähe, wie sie sind, wenn man wachsam die Augen offen hielte und sich über das, was vorgeht, Rechenschaft ablegte, dann müßte man ja etwas tun, dann müßte man sich zu irgendetwas entschließen, vielleicht sogar dazu, illegal auszuwandern! - Aber das ist ja viel zu schwierig! Das geht ja garnicht! „Stell' dir den Anfang da draußen nicht so einfach vor" und „die wollen uns ja garnicht". Nein, lieber langsam sterben, um nichts tun, nicht nachdenken zu müssen, als etwas tun, als nachdenken, um leben zu können.*"

(Mering, 14. März 1948, aus einem Brief an meine Cousine Hanna Heydorn in Südafrika)

„Nach den letzten Ereignissen in der Tschechei und in Finnland halten wir alle hier den Krieg, der schon 1945 gleich hätte weitergeführt werden sollen, für unvermeidlich. Und wir glauben auch, daß er den materiellen und geistigen Trümmerhaufen vollends einebnen wird. Miterleben dürfte dabei für die allermeisten mitsterben bedeuten, besonders da wir auf sterben schon so gut vorbereitet sind. Es ist garnicht nur der Hunger. Es ist etwas, das Ihr Euch vielleicht garnicht vorstellen könnt: das ständige Zusammenleben mit viel zu vielen Menschen auf viel zu engem Raum. Auf der Straße, in der Bahn, bei den Mahlzeiten in den Gaststätten, immer Gedränge, immer tritt einem die Masse Mensch äußerlich und innerlich zu nahe. Fast niemals die Möglichkeit, den seelisch so notwendigen Abstand zu wahren und mit sich allein zu sein. Kurz: Gefangenenlager-Atmosphäre, ein einziges großes KZ. Man ist durch das ewige Sich-Reiben an seinen Mitmenschen so auf- und wundgerieben, als lägen die Nervenspitzen bloß, ohne schützende Haut. Daran geht man zugrund mehr noch als an den schleichenden Mangelerscheinungen. Und darum muß ich hier raus, Hanna, bitte verstehe das! Du glaubst nicht, was für eine Sehnsucht ich nach der Sorglosigkeit Eurer Jugend dort, „in der Fülle dieser Sonne aufgewachsen", wie Du schreibst, habe! Wenn wir hier unsere Tiefe, unsere Gründlichkeit mit unserer Gesundheit, mit dem Verzicht auf jedes bißchen Glück bezahlen sollen, mit innerem und äußerem Siechtum, ist sie dann nicht zu hoch bezahlt? Und dann: ich kann doch nicht aus meiner Haut und würde auch im Ausland derselbe bleiben. Ich sehe hier keine spezielle Aufgabe mehr, die mich festhalten würde. Im Schutt wühlen, ewig im Schutt wühlen, im Mauerschutt oder im Gedankenschutt, im eigenen oder in dem anderer, das ist auf die Dauer keine Aufgabe. Die letzte Erkenntnis, zu der man hier kommt, ist die: Es ist alles eitel. Und bin ich dazu

nicht noch zu jung ?"

So viel aus dem Inhalt der kleinen Truhe.

Nach Frankreich und Spanien

Das Jahr 1948 nimmt in dieser Bilanz einen ganz unverhältnismäßig breiten Raum ein. Es sprengt beinahe den Rahmen der Gesamtdarstellung. Aber dieses Jahr bedeutete auch einen entscheidenden Einschnitt und Wandel meines äußeren Lebensganges wie meiner inneren Entwicklung.

Es gab zwei Möglichkeiten, nach Frankreich auszuwandern. Entweder konnte man sich zur Fremdenlegion melden, oder als Zivilarbeiter in die französische Industrie anwerben lassen. Ich entschied mich für das Letztere. Die Einwanderungsbehörde unterhielt dafür ein Aufnahmelager in Germersheim. Mit dem Rest des „Kopfgeldes" der Währungsreform konnte ich gerade noch die Fahrt dorthin bezahlen. Nach einer Voruntersuchung in Rastatt wurde ich am 6. Juli im Lager Germersheim aufgenommen. Von der ärztlichen Hauptuntersuchung dort sind mir zwei groteske Szenen in Erinnerung geblieben: jeweils vier Bewerber, in einer Gruppe zusammensitzend, jeder mit einer Messingkanüle im Unterarm, aus der ein dünner Blutstrahl in einen Becher rinnt, und eine Schlange nackter Männer vor einem Pult, auf dem zwei junge Ärzte über jeden, der an der Reihe ist, ihre heiteren Glossen machen. Da kommt eine junge Französin herein, geht an den Schlange stehenden Nackten entlang, schaut sich jeden einzelnen sehr interessiert von oben bis unten an, schmust dann ein wenig mit einem der beiden Ärzte und verläßt den Raum, indem sie mit unverminderter Aufmerksamkeit nochmals jeden von uns inspiziert. Der Vergleich zu einem altrömischen Sklavenmarkt lag nahe.

Die Vernehmung durch die französische Sicherheitspolizei (sureté) zwei Tage darauf verlief ohne erwähnenswerte Ergebnisse, und wieder ein paar Tage später erfuhr ich im Büro des franz. Arbeits-

amtes, daß ich als „Chauffeur au four" am Wärmofen eines Walzwerks vorgemerkt sei. Was das für eine Arbeit war, stellte sich erst später, „vor Ort" heraus.

Bis zu unserer Abreise aus Germersheim verging noch eine weitere Woche, in der sich zwischen uns erste persönliche Kontakte ergaben. Sie sollten für das nächste halbe Jahr von Bedeutung sein. Ich schloß mich einem Südtiroler Kunstmaler und einem jungen, gläubigen Katholiken an. Die beiden waren mir dadurch aufgefallen, daß sie sich buchstäblich zusammenrauften. Am 16. Juli unterschrieb ich einen Kontrakt als Hilfsarbeiter nach Anzin, unweit der belgischen Grenze. Aus war der Traum von Südfrankreich, der Provence oder der Rhone-Mündung. Die französische Schwerindustrie lag nun einmal im Norden. Am 20. Juli passierten wir die Grenze, und ich notierte in mein Taschen-Tagebuch:

„Man wirft eine Hülle nach der anderen ab, 1929 die konfessionelle, 1948 die nationale. Man wächst und dehnt sich."

So empfand ich es in diesem Augenblick. Über Paris-Est ging die Fahrt zunächst nach Meaux, zum "Centre de Immigration". Dort, in der Kaserne Luxembourg, hielt und dolmetschte man uns eine Begrüßungsansprache, in der es ausdrücklich hieß, das man uns nicht nur als fleißige Arbeitskräfte, sondern auch als künftige Familienväter betrachten zu können hoffe. Die Einwanderungsbehörde versprach sich also von uns Deutschen eine Blutsauffrischung für das französische Volk, deren es offenbar bedurfte.

Von Meaux ging die Reise weiter, wieder über Paris, nach Douai, Valencienne und schließlich Anzin, wo wir in einem Barackenlager der Firma „Escaut et Meuse" untergebracht wurden. Erster Eindruck: es wimmelte dort von Marokkanern, die es ständig umtrieb. Ich notierte mir gleich am ersten Tage:

„Wie kann der Mensch mit anderen in Frieden leben, wenn er mit sich selbst in Unfrieden lebt? Wer seinen Willen mit seinem Naturell Krieg führen läßt, der liegt auch ständig im Streit mit seinem Nächsten. Voraussetzung zur Friedfertigkeit ist innere Harmonie."

In der letzten Juliwoche wurden wir zu Aufräumungsarbeiten in den Fabrikhallen des ausgedehnten Walzwerks eingesetzt und gewöhnten uns an das Barackenleben und an die Kantinenverpflegung. Auch das erste Drittel des August ging darüber hin. Unter den Marokkanern scheint der Männersex weit verbreitet zu sein, jedenfalls unter den entwurzelten, heimatlos Gewordenen. Wir mußten unsere Jüngsten vor ihren hartnäckigen Nachstellungen abschirmen und konnten dabei beobachten, wie vor allem die norddeutschen Jungen den Balztänzen, die ihre marokkanischen Altersgenossen um sie herum vollführten, mit heiterer Gelassenheit zusahen. Bei Streifzügen durch Anzin und die benachbarten Ortschaften fielen uns die zahlreichen Aufmärsche von Kriegervereinen mit fliegenden Fahnen und im Geschwindschritt zu schmetternden Claironklängen auf. Auch waren allenthalben Gedenktafeln an Kämpfe im I. und II. Weltkrieg angebracht, zusätzlich zu den vielen Krieger-Ehrenmälern, oft mit gehässig antideutscher Tendenz. Ich notierte mir:

„Viele Franzosen leben geistig nur von der Ablehnung Deutschlands. Wenn sie ihr Ziel erreichten, Deutschland gänzlich zu liquidieren, so wäre das sehr tragisch für sie. Dann hätten sie nichts mehr, wovon sie geistig leben könnten." Und: *„In die Konfession wird man genau so zufällig hineingeboren wie in die Nation. Über solche Zufälligkeiten muß sich der Mensch erheben, wenn er Mensch werden will. Sie haben nichts mit seinen angeborenen Anlagen zu tun, mit seinem eigentlichen Wesen, das er erkennen, und dem allein er treu bleiben muß."*

Erbeigenschaften zählten für mich seit jeher mehr als das Milieu.

Nach vergeblichen Verhandlungen mit der Generaldirektion von "Escaut et Meuse" um Aushändigung der von uns unterschriebenen Kontrakte und um Einhaltung der zugesagten Minimallöhne begann am 10. August die eigentliche Arbeit als "Chauffeur" am Ofen II. Dieser Ofen war etwa zwanzig Meter lang. In seinem Inneren rollten auf einer schiefen Ebene, durch ihr Eigengewicht getrieben, Rohstahlzylinder von einem Meter Durchmesser einem Gasgebläse entgegen, das sie allmählich auf Weißglut erhitzte. Danach wurden sie herausgezogen, mit einem Dorn durchstoßen und auf diesem Dorn in einer kombinierten Schmiedewalze zu dickwandigen, nahtlosen Rohren gewalzt bzw. geschmiedet (System Mannesmann).

Um diese Stahlkolosse beim Herabrollen von außen dirigieren zu können, waren auf jeder Flanke des Ofens je zwölf Fenster angebracht, durch die, der Reihe nach, eine Mannschaft von sieben Mann mit einer langen Brechstange den Lauf der Zylinder in Gang hielt und regulierte. Der Vorarbeiter, der dem Fenster am nächsten stand, setzte die Spitze der Brechstange an der richtigen Stelle an, und auf sein Kommando hingen sich dann die sieben mit aller Kraft an die Stange (wie die sieben Schwaben am Spieß auf Hasenjagd im Märchen). Da aber Franzosen, Flamen, Deutsche und Marokkaner verschieden rasch reagieren, kam die erwünschte Hebelwirkung oft erst beim zweiten oder dritten Versuch zustande.

Je näher die Fenster dem unteren Ende des Ofens, dem Gebläse lagen, desto mehr Flammen schlugen dabei aus dem Fenster heraus dem Vorarbeiter um Kopf und Arme. Mit bloßem Oberkörper zu arbeiten war unmöglich. Die Haut wäre verbrannt. Sein blaues Überwurfhend war nach kurzer Zeit weiß von ausgeschwitzten Salzkristallen. Die Hitze war fast unerträglich. Nach jedem Durchgang durch alle zwölf Fenster ließen wir die schwere Stange fallen und fielen auch selber irgendwo total fertig zu Boden, nach Luft ringend, bis ein Klingelsignal zum nächsten Durchgang rief. Eine

Schicht dauerte sechs Stunden. Länger hätte es niemand ausgehalten. Um den heftigen Durst zu stillen, lieferte die Fabrik während der Arbeit eine bestimmte Menge Bier. Wir Anfänger tranken zusätzlich noch Leitungswasser, obgleich die französischen Vorarbeiter dringend davon abrieten: „Wasser nix gut, gibt Fische im Bauch." Sie selbst tranken nur ihren roten Landwein.

Es stellte sich rasch heraus, daß bei dieser Schwerstarbeit die Kantinenverpflegung in gar keiner Weise genügte. Am vierten Tag litt ich an Brust- und Magenbeschwerden, am fünften mußte ich aussetzen. Die Gedanken wandten sich von dem augenblicklichen Elend ab, und ich schrieb in mein kleines Tagebuch:

„Es scheint mir zwei Arten von Mut zu geben. Der eine bewährt sich im engeren Bezirk der konkreten Welt; der andere im unendlichen Raum, den er geistig zu durchdringen sucht. Allein, ohne Anlehnung an eine althergebrachte Gemeinschaft, sich in diesen Raum zu wagen, Gott und dem Leben auf eigenen Füßen zu begegnen, das erfordert eine Art von Mut, die manchem mutigen Manne fehlt."

In der darauf folgenden Woche wurde ich der Spätschicht an einem anderen Ofen zugeteilt, am Ofen IV, dem „Rapid". Dort wurden im Schnellverfahren Unmengen kleiner Rohstahlwalzen auf Weißglut erhitzt, um sie zu dünnen Röhren verarbeiten zu können. Es kam darauf an, am Ofeneingang die kreuz und quer durcheinander anfahrenden Walzen mit einer Eisenstange in Gruppen zu je zehn Stück zu ordnen, damit sie den Ofen glatt durchlaufen konnten. Dabei schlug einem aus dem Ofen-Inneren die volle Hitze entgegen, für den Anfänger nahezu unerträglich. Man mußte sehr schnell hantieren, das Tempo wurde durch die Fließbandgeschwindigkeit und die ankommende Walzenmenge vorgegeben, und die Arbeit wurde im Akkord bezahlt.

Ein achtzehnjähriger Rumäniendeutscher, Siebenbürger, den ich dort kennen lernte, meisterte diese Arbeit mit bewundernswerter Ruhe und Sicherheit, wie ein Jongleur. Jeder Griff saß, es war eine Freude, ihm zuzusehen. Ich selbst aber wurde von Stunde zu Stunde nervöser und verbrannte mir gleich am ersten Tag die Hände, hielt aber noch zwei weitere Tage durch. Dann war ich mit meinen Kräften am Ende. Es ging beim besten Willen nicht mehr.

Inzwischen hatten wir drei „Germersheimer", der Südtiroler Kunstmaler, der gläubige Katholik und ich, zum zweiten Mal versucht, beim Personaldirektor der Firma die Aushändigung unserer Arbeitskontrakte zu erreichen, wiederum vergeblich. Zu dieser Zeit arbeiteten ja zahlreiche deutsche Kriegsgefangene noch in französischen Bergwerken, jeder Willkür unterworfen, und es erschien dem Herren wohl unverständlich, daß wir freiwillig eingewanderten Deutschen überhaupt irgendwelche Ansprüche geltend machten. Wir drei waren uns aber darin einig, daß wir unter diesen Umständen nicht bleiben wollten, schon garnicht im Norden Frankreichs. In einer dritten Verhandlung mit dem Personelchef meldeten wir uns also ab und verlangten das Fahrgeld nach Meaux, um uns im Immigrationszentrum eine andere Arbeit vermitteln zu lassen.

Noch am selben Tage, am 20. August, fuhren wir nach Paris, wo unser Katholik uns ein Abendessen und eine Übernachtung im Dominikanerkloster verschaffte. Tags darauf suchten wir die spanische Botschaft auf und erkundigten uns, was geschehen würde, wenn wir ohne Paß und Visum die französisch-spanische Grenze überschritten. Ein Botschaftsrat nahm uns beiseite und sagte uns wahrheitsgemäß voraus, daß wir zunächst in ein Gefängnis eingeliefert werden würden, dazu sei Spanien Frankreich gegenüber verpflichtet, dann aber in ein Lager überstellt werden würden, von dem aus wir in Arbeit vermittelt werden könnten. Nun, das war uns Spanien wert. Mit diesem Land hatte Deutschland nicht Krieg geführt, im Gegenteil,

seit 1936 im Bürgerkrieg geholfen. Wir durften also auf eine freundliche Behandlung hoffen, dachten wir.

Unter dem Eindruck der Atmosphäre in dem Dominikanerkloster notierte ich mir:

„Neunundneunzig Prozent der Menschen können nicht auf eigenen Füßen durchs Leben gehen. Das Gesetz ihrer individuellen Natur genügt ihnen nicht. Sie brauchen und suchen darüber hinaus einen Halt am Gesetz einer Gemeinschaft, gleich ob religiös oder politisch. Erst wenn ihnen für jede Minute ihres Tageslaufs vorgeschrieben ist, was sie zu tun und zu lassen haben (Armee oder Kloster), erst dann fühlen sie sich ganz geborgen gegenüber allen Fährnissen der Welt."

Nach einem Bummel durch die Pariser Einkaufsviertel am Eiffelturm fuhren wir abends nach Meaux, ins Lager des Einwanderungszentrums. Zwei Tage lang bemühten wir uns halbherzig um eine neue Arbeitsstelle in Frankreich. Im Grunde waren wir ja schon entschlossen, nach Spanien zu gehen. Und da sich in Meaux nichts für uns ergab, machten wir uns am 25. August ohne Personalpapiere auf die Reise.

Bei einem Aufenthalt in Austerlitz - ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde - blieb Zeit zum Besuch des Zoologischen Gartens. Und dort beeindruckten mich ein alter Löwe und ein Orang-Utang-Ehepaar so sehr, daß ich es bis heute - 44 Jahre lang - nicht vergessen habe. Der Löwe kehrte sitzend den Besuchern den Rücken zu und würdigte sie keines Blickes. Seine ganze Haltung drückte souveräne Verachtung aus. Nur die Quaste seines Schwanzes schlug gemächlich hin und her. Es war eine überzeugende Demonstration. Die beiden Orangs saßen auf ihrem Kletterbaum im Käfig und hangelten gedankenverloren mit langen Fingern an unglaublich langen

Armen in Bananenschalen und anderem Müll auf dem Boden herum, mit einem Gesichtsausdruck, als seien sie in ein philosophisches Problem vertieft. Ihre Abwesenheit erschütterte mich so sehr, daß ich mich schämte, sie im Käfig zu sehen und selber draußen zu stehen. Eine Ahnung überkam mich von der idiotischen Anmaßung, die wir uns den Tieren gegenüber herausnehmen, seit Jahrzehntausenden und immer noch.

In Paris erreichten wir einen Schnellzug abends nach Saint Jean de Luzz (bei Biarritz), fuhren die Nacht hindurch und wurden auf der ganzen langen Strecke nicht auf Personalpapiere hin kontrolliert, glücklicherweise. Tagsüber tummelten wir uns am Strand, ruhten uns aus und sammelten Kräfte für den langen Nachtmarsch durch die westlichen Ausläufer der Pyrenäen zur Grenze. Bei Dunkelwerden brachen wir auf und trafen unterwegs auf einen baskischen Schmuggler. Für unser letztes in Anzin verdientes Geld erklärte er sich bereit, noch einmal umzukehren und uns um die französischen Grenzposten-Stationen herumzuführen. Alles ging gut. In der Morgendämmerung des 27. August durchwateten wir bei Behobia das Grenzflüßchen. Das französische Abenteuer hatte 37 Tage gedauert das spanische sollte fast anderthalb Jahre, das argentinische volle vier Jahre dauern.

Unter zusammengestellten Schilfbündeln am spanischen Ufer des Grenzflüßchens fanden wir - frierend und erschöpft von dem langen Marsch durch die Berge - Unterschlupf. Aber bald trieb mich der Durst auf die Hausgiebel zu, die unweit aus dem Morgennebel hervorragten, in der Hoffnung, dort etwas zu trinken zu bekommen. Anstattdessen stand plötzlich ein kleines uniformiertes Männchen vor mir, mit einer Art Schreibmaschinendeckel auf dem Kopf, an dem seitlich und hinten kleine grüne Vorhänge befestigt waren, und bohrte mir den Lauf seines Gewehres in den Bauch, das offenbar länger war als der kleine Mann selbst. Er sagte: „Manus arriba!",

und das waren die ersten spanischen Worte, die ich zu hören bekam.. Ich mußte mit einem Lachanfall kämpfen, nahm aber gehorsam die Hände hoch und folgte dem kleinen Mann auf die Wache der Guardia Civil. Dort wurde ich von jemandem verhört, der Deutsch verstand, und erfuhr, daß beinahe stündlich Deutsche über diese Grenze kämen.

Auf die Frage, warum wir Deutschland verließen, antwortete ich, wir müßten damit rechnen, daß auch der westliche Teil von Deutschland unter kommunistisches Regime käme. „Kommunisten haben wir hier auch", wurde mir entgegnet, „die sitzen in den Bergen." Damit waren offenbar baskische Partisanen gemeint, die den Bürgerkrieg überlebt hatten. Ihnen ging es in erster Linie um eine baskische Autonomie und den Widerstand gegen die spanische Zentralgewalt.

Inzwischen waren auch meine beiden Reisekameraden eingeliefert worden, und wir wurden zunächst nach Irun und von dort noch am selben Tage mit einem größeren Transport von illegalen Grenzgängern nach San Sebastian, in ein neu erbautes und daher noch verhältnismäßig sauberes Gefängnis gebracht. Das war uns ja auf der spanischen Botschaft in Paris angekündigt worden. In diesem Gefängnis ging es erträglich zu. Unter den zahlreichen Deutschen dort wurden, begünstigt durch mehrfachen Zellenwechsel, ebenso zahlreiche Gerüchte und Parolen kolportiert und lebhafter Handel mit allem möglichen Kleinigkeiten getrieben. Natürlich hungerten wir, denn die Beköstigung war äußerst sparsam.

Sonntags war der Besuch der katholischen Messe Pflicht. Dabei erschraken wir zuerst über die schrillen Hornsignale, die die heilige Handlung jäh unterbrachen, aber offensichtlich dazu gehörten. Häftlinge, die schon langer dort waren, raunten uns zu, der Ministrant, der dem Priester am Altar zur Hand ging, sei ein Vatermörder, und

ähnliches mehr. Es war recht gruselig. Zu Beginn der Messe war unter heftigem Quietschen ein riesiger eiserner Vorhang hochgekurbelt worden, hinter dem ein durchbrochenes Mauerwerk im sarazenischen Stil sichtbar wurde. Dahinter nähmen, so hieß es, die weiblichen Häftlinge an der Messe teil, für die Männerwelt unsichtbar.

Nach zwölf Tagen konnten wir eine Erklärung unterschreiben, daß wir freiwillig bereit seien, den Aufenthalt im Gefängnis mit dem in einem „Campo de conzentracione" zu vertauschen. Da wir wußten, daß wir von diesem Lager aus in Arbeit vermittelt werden konnten, unterschrieben wir. Am 9. September erfolgte der Abtransport. Dazu wurden uns Handschellen angelegt. Zwei junge deutsche Offiziere, die das als ehrenrührig empfanden, wehrten sich, warfen sich auf den Rücken und strampelten mit den Beinen. Die wesentlich älteren spanischen Polizisten des Begleitkommandos redeten geradezu väterlich auf sie ein, versuchten sie zu beruhigen und machten ihnen mit Hilfe eines Dolmetschers klar, daß Handschellen in Spanien bei jedem Gefangenentransport Vorschrift seien. Auch unterwegs, beim Eisenbahntransport zeigten sie sich hilfreich. Zu unserer Marschverpflegung gehörten Nüsse, die wir, durch die Handschellen behindert, nicht knacken konnten; das taten dann unsere bis an die Zähne bewaffneten Begleiter mit ihren Gewehrkolben auf dem Boden des Abteils. Auf halber Strecke wurden sie abgelöst, nahmen uns die Handschellen ab, weil diese zur Ausrüstung jedes einzelnen von ihnen gehörten, und die Ablösungsmannschaft legte uns dann die ihren wieder an. Am Zielort wurden wir erst endgültig „entfesselt".

Das Lager Nanclares a la Oca lag im weiteren Umfeld der Stadt Vitoria, Provinz Alava. Es war als Polizeikaserne und -Ausbildungsstätte geplant, großzügig und architektonisch schön. Vorläufig aber wurde es als Straf-, Arbeits- und Internierungslager verwendet. Wir ausländischen Grenzgänger wurden im repräsentativen Frontbau untergebracht, die spanischen Häftlinge und Sträflinge in den rück-

wärtigen Gebäudeteilen. Wir durften uns in der näheren Umgebung des Lagers frei bewegen, die anderen nicht. Unter den Deutschen, die schon vor uns hier eingetroffen waren, hatte sich eine Art von Selbstverwaltung herausgebildet, die gut funktionierte und in die wir Neuankömmlinge uns ohne Schwierigkeiten einfügen konnten. Nur zwei junge polnische Juden, einer davon offensichtlich ein Fanatiker, hielten sich betont reserviert.

Kaum eingewiesen begann ich schon am zweiten Tage zu schreiben, nicht nur Briefe nachhause, um meinen neuen Standort zu melden, sondern auch grundsätzliche Gedanken, die festgehalten werden wollten. Mein erstes Thema war *„Unvollendete Revolution, innere Ursachen des deutschen Zusammenbruchs"*. Ich wollte darstellen, daß es sich ursächlich nicht um die vordergründige militärische Niederlage gehandelt habe, sondern um eine geistige Krise, eine Unfolgerichtigkeit innerhalb der nationalsozialistischen Weltanschauung. Die ursprünglich vorgegebene Richtung der frühen Arbeiterbewegung und der deutschen Jugendbewegung war verlassen worden, die Wehrmacht auf reaktionärer Basis errichtet, keine wahre Volksarmee.

Die Arbeit an diesem Text blieb im ersten Entwurf stecken, weil mich schon wieder ein neues Thema beschäftigte, *„Kleine Psychologie des Bolschewismus"*, ausgehend von der Feststellung Moeller van den Brucks: „Proletarier ist, wer Proletarier sein will". Das Schwelgen in dem Bewußtsein, ewig ausgebeutet zu werden, im Gegensatz zum Handwerkerstolz des Arbeitertums ist eine Willensangelegenheit. Doch ist dieser Wille durch Suggestion zu beeinflussen. Und eben darin besteht die marxistisch-bolschewistische Methode, dem einzelnen Arbeiter jahraus, jahrein zu suggerieren, er sei Proletarier, bleibe Proletarier, und weder er selbst noch seine Kinder könnten sich jemals aus eigener Kraft aus dem Proletarier-Dasein erheben. Nur auf dem Wege der kollektiven Erhebung,

der „Weltrevolution" könne er befreit werden.

Damit lähmt man immer von neuem seinen individuellen Leistungswillen. Unter dem Einfluß der marxistischen Suggestion verzichtet der einzelne Arbeiter auf jeden Versuch, sich durch eigene berufliche Leistung aus seinem Milieu herauszulösen und emporzuarbeiten. Er hofft blind auf das nach der Revolution versprochene Paradies, ohne zu erkennen, daß dieses Paradies niemals Wirklichkeit werden kann und daß an ihm ein ungeheurer Betrug verübt wird. Er wird als Individuum gewissermaßen ausgelöscht und immer von neuem hineingestoßen in die Masse, in das Kollektiv. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Als Gegenmittel schien mit ein unermüdlicher Appell an das Selbstbewußtsein, an den Persönlichkeitsstolz jedes einzelnen empfehlenswert, zum Beispiel durch den bereits bewährten Berufswettkampf.

Doch auch diesen Entwurf führte ich nicht zu Ende, denn seit langem schon drängte es mich zu einer gründlichen und umfassenden Arbeit über die Geschichte der deutschen Jugendbewegung und ihrer kulturellen Auswirkungen. Mit ihr begann ich am 15. September, eine Woche nach der Ankunft im Lager. (Sie wurde zwei Jahre später, im Juli 1950, in der argentiniendeutschen Monatszeitschrift „Der Weg" (El Sendero) in Buenos Aires veröffentlicht.) Aus meiner Sicht knüpfte die Jugendbewegung kulturgeschichtlich an die deutsche Romantik an. In gewissen Abständen finden sich Epochen der Besinnung und der Rückschau, die den Jahrhunderte beherrschenden Abstieg von der Kultur zur Zivilisation, vom vorwiegenden Wirken der Gemütskräfte zu dem des rechnenden Verstandes, unterbrechen und aufzuhalten suchen.

Wie sich die Renaissance auf die verloren gegangenen Werte des klassischen Altertums besann, so die deutsche Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf Werte, die der Aufklärung und der reinen

Vernunft hatten weichen müssen. Diese Besinnung äußerte sich als Sehnsucht nach einer Heimat der Seele, die bald in der heimatlichen Landschaft, bald im antiken Griechenland, bald bei den germanischen Vorfahren oder auch in einem undogmatischen, stark verinnerlichten, beinahe schon mystischen Christentum gesucht wurde. Und sechzig Jahre nach dem plötzlichen, unerklärlichen Versiegen dieser Romantik kennzeichnet die gleiche Sehnsucht, das gleiche Verlangen des wiederum heimatlos gewordenen Herzens auch die Jugendbewegung. (Ich meinte nicht den „Jugendstil", sondern die ganz eigenständige Bewegung der Jugend selbst.) Es ist, als ginge ein unterirdischer Strom unter diesen sechzig Jahren hin, von Hölderlin und Caspar David Friedrich zu den Idealen des „Wandervogel" und der „Bündischen Jugend".....

Nach dieser Einleitung beschrieb ich die Entstehung der Bewegung (im Wesentlichen nach Hans Blüher), ihre Ausbreitung und Entwicklung vor und nach dem Ersten Weltkrieg, vor allem aber ihre kulturellen Aktivitäten und Auswirkungen auf den verschiedensten Gebieten, ein ganz bedeutender Abschnitt der deutschen Kulturgeschichte.

Während ich an solchen Texten arbeitete, wurde ich magenkrank. Das hatte mir ja der Arzt in Mering vorausgesagt, als ich dort die Forunkulose durch einen „Eleudron-Stoß" radikal beendete. Die Überanstrengung in Anzin bei der Arbeit am Ofen und der Hunger im Gefängnis von San Sebastian hatten den Zustand verschlimmert. Auch die Verpflegung im Lager von Nanclares bekam mir nicht. Es gab jeden Tag mittags und abends Linsen mit ranzigem Speck. In der letzten September- und ersten Oktoberwoche wurde es kritisch. Ich mußte Mahlzeiten ausfallen lassen und wurde zunehmend schwächer. Ein Blick in die Sanitätsbaracke des Lagers belehrte mich, daß man dort nicht lebend wieder herauskam. Die zu Skeletten abgemagerten Gestalten auf den Pritschen und der fingerdicke Schmutz an den Wänden waren eindeutige Zeugnisse. Es gab nur eine Hoffnung:

wir durften uns bei den Bauern der Umgebung zur Erntearbeit verdingen, und ich ging auf die Suche nach einer solchen Stelle.

Gleichzeitig aber schrieb ich noch weiter, trotz Bettlägrigkeit und Fieber, entwarf einen Zeitplan für einen Bericht über mein bisheriges Leben. Er sollte heißen „Ich wuchs von Krieg zu Krieg". Der Zeitplan reichte bis zur Einlieferung in das Gefangenenlager Bad Aibling im Mai 1945. Und noch etwas anderes fiel mir ein, das Exposé zu einem Schauspiel „Totentanz 1950". Darin sollten mitwirken: Bernard Baruch, damals Chef der Kontrollkommission für Atomenergie, Li, seine Enkelin und Generalbevollmächtigte, Pius, Heiliger Vater in Rom, der Dalai Lama in Tibet und Gustav, König von Schweden. Und es ging um einen Plan Baruchs, das menschliche Leben auf der Erde durch den Einsatz der bereits vorhandenen Atomwaffen einem seiner Meinung nach überfälligen Ende zuzuführen, und um die Mitteilung dieses Vorhabens an die derzeit maßgeblichen Persönlichkeiten. Höhepunkte des Schauspiels versprachen die Szenen im Vatikan mit der Kardinalsversammlung und Li's Gespräch mit dem jungen Dalai Lama in Lhasa zu werden, der visionär auf den ewigen Tanz der Gestirne und die vergleichsweise Bedeutungslosigkeit der Gesichtspunkte und Vorhaben Baruchs verwies.

Daran arbeitete ich noch am 6. Oktober, am 7. schleppte ich mich mit letzter Kraft und blutendem Darm zu dem Bauern in Chrispijana. Daß der mich in diesem Zustand überhaupt noch annahm, war ein Wunder und mein Glück. Zwölf Stunden Kartoffeln ernten täglich, kniend, wobei einem die überall herumwimmelnden Kartoffelkäfer über die Finger liefen, das war in den folgenden Wochen eine Zerreißprobe besonderer Art. Die Verpflegung, die uns die Bäuerin aufs Feld brachte, war erstklassig, mit frischer Kuhmilch und Weintrauben, aber ich litt an Atembeschwerden, an Nachtschweiß und starkem Reißen in der Blinddarmgegend, vor allem beim Heben. Ich mußte einfach durchhalten. Es ging ums Ganze.

Mitte Oktober war der Tiefpunkt erreicht. Von da an erholte ich mich langsam. Zur Abwechslung setzten Nierenschmerzen ein. Auf dem Bauernhof gab es keine Toilette. Man hockte sich in den Stall zwischen die Kühe, nur der Bambino, der kleine Sohn, durfte sich unter den Küchentisch hocken. Die Mutter fegte dann mit dem Reisigbesen seine Erzeugnisse ein wenig beiseite.

Sonntags mußten mein Kamerad, der bei demselben Bauern arbeitete, und ich, aus Höflichkeit mit in die kleine Kirche. Dort wurde nach dem Gottesdienst ein messingnes Christus-Relief zum Küssen herumgereicht. Ende des Monats setzte Regen ein und weichte den Kartoffelacker auf. Wir brachen so lange Maiskolben von den Stengeln. Das konnte man aufrecht gehend tun, eine Wohltat. Als der Regen andauerte, entblätterten wir die Kolben im Schuppen. In der ersten Novemberwoche ging es dann noch einmal in die Kartoffeln und anschließend zum Rübenziehen. Damit war die Ernte zuende und es gab auf dem Hof keine Arbeit mehr für uns.

An meinem Geburtstag, dem 11. November, machten wir in Vitoria Einkäufe, unter anderem zur Feier des Tages ein besonders wohlschmeckendes süßes Gebäck („pastas"), erkundigten uns vergeblich nach einer anderen Arbeitsstelle und kehrten abends ins Lager Nanclares zurück. In welcher Stimmung, geht aus einem Brief an Hans Thams hervor:

„*... Leider immer noch interniert und ohne die geringste Hoffnung auf eine Ausreise nach Übersee, derentwegen ich hierher gekommen war. Nun muß ich also notgedrungen das Programm ändern und versuchen, hier Fuß zu fassen.. Denn zurück kommt natürlich nicht in Frage, und außerdem läßt man uns auch garnicht zurück. Hier sind eine Menge Kriegsgefangene aus Frankreich, die längst zu Hause wären, wenn sie in Frankreich geblieben wären und ihre ordnungsgemäße Entlassung abgewartet hätten. Nun bemühen sie*

sich hier schon seit Jahren um eine Ausreise nach Deutschland, vergeblich.... Die alteingesessenen Deutschen hier - brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Es gibt zwar einige unter ihnen, die sehr viel getan haben. Aber auch sie sind bitter enttäuscht, denn weitaus die Mehrzahl der jetzt hier eintreffenden deutschen Grenzgänger sind Gesindel. Bleibt noch zu sagen, daß der Einfluß der USA hier sehr stark ist, und daß die West-Alliierten bei allen uns Deutsche angehenden Fragen mitzureden haben. Damit kannst Du Dir meine Chancen selbst ausrechnen. Typisch Mausefalle, nicht vor und nicht zurück...."

Aus Anlaß meines 35. portraitierte mich im Lager der südtiroler Maler, mit dem ich aus Germersheim gekommen war, und umrahmte den Kopf mit einer gemalten Girlande aus Hagebutten, wie sie in den Hecken ringsum in voller Reife leuchteten, untermischt mit reichlichen Brombeeren, die für uns ein willkommener und notwendiger Vitaminträger waren. Inzwischen waren wir nach der Ordnung, die unsre Lagermannschaft sich selber gegeben hatte, auch an der Reihe, in Arbeit vermittelt zu werden. Das spielte sich regelmäßig so ab, daß ein Industrieller aus dem nordspanischen Raum mit seinem Wagen ins Lager kam, den Kofferraum voller Geschenke für den Lagerkommandanten, und sich dafür zehn bis zwanzig von uns auf einem Lastwagen mitnehmen durfte. Moderner Sklavenhandel, aber wir waren froh, der Lagerhaft entrinnen zu können.

Am 18. November war es für uns „Germersheimer" so weit. Wir durften aufsteigen, diesmal ohne Handschellen, und wurden nach Vergara in der baskischen Provinz Guipuzcoa gefahren, wo die Firma Union Cerrajera Hochöfen (Altos Hornos) und ein Walzwerk für Profileisen und Bleche unterhielt. Für einen geringen Wochenlohn wurden wir als Hilfsarbeiter eingestellt, und die Firma brachte uns in einem eigenen Gebäude mit Schlafräumen, Duschgelegenheit und Küche unter. Einer von uns wurde dafür bezahlt, daß er für die

anderen kochte. Auch zwei Arbeitsanzüge wurden jedem gestellt.

Vergara war vor dem spanischen Bürgerkrieg eine baskische Universitätsstadt gewesen, und kein Geringerer als Alexander von Humboldt hatte dort einst seine Studien über die baskische Sprache getrieben, die uralt sein muß. Unter Franko war die Universität geschlossen, der öffentliche Gebrauch der baskischen Sprache verboten worden.

Schon am Tag nach unserer Ankunft begann die Arbeit im Walzwerk. Sie bestand darin, mit einem eisernen Knüppel bewaffnet, Bleche auseinanderzuschlagen, die beim Walzen, Falten und nochmals Walzen miteinander verlötet waren, oder Bleche in einem Säurebad zu waschen, die verzinkt werden sollten. Natürlich durften wir uns jetzt nach Arbeitsschluß frei in der Umgebung bewegen, waren aber dennoch nicht völlig „frei", sondern genossen einen rechtlichen Status, der den hübschen Namen „libertad vigilada" führte. Da heißt „bewachte Freiheit" und bedeutete, daß wir uns jede Woche bei der Polizei melden mußten, also einer Aufenthaltskontrolle unterworfen waren. In einem Brief an Hans Thams beschrieb ich meine neue Tätigkeit:

„Dafür bekomme ich täglich 20 Peseten, von denen 10 bis 12 für Verpflegung wieder draufgehen. Ein Paar Schuhe kostet etwa 150 Peseten. Ich hoffe, in vier Monaten einigermaßen angezogen zu sein. Und in einem Jahr etwa kann ich meinen Berufsplänen vielleicht wieder näher treten, wenn mir nicht die Ausreise nach Übersee doch noch gelingt oder eine neue Katastrophe alle Berechnungen über den Haufen wirft..."

Täglich acht Stunden Eisenknüppelschwingen bei ausreichender Verpflegung und allabendlichem ausgiebigem Duschbad förderte die körperliche Konstitution, verlangte aber auch nach einem geistigen

Ausgleich. In unserem Tagesraum fand ich eine Ecke, in der ich relativ ungestört arbeiten konnte. Das Nachkriegsgeschehen forderte zu aufmerksamer Beobachtung und gedanklicher Verarbeitung heraus. Unter meinen damaligen Tagebuchnotizen finde ich unter dem 1. Dezember 1948 die Eintragung:

„US-Amerika ist der wirksamste Wegbereiter des russisch-bolschewistischen Imperialismus. Seit Roosevelt in Jalta China und Europa an Stalin verkaufte, ist diese Linie trotz aller Scheinmanöver in entgegengesetzter Richtung nicht mehr verlassen worden. Darum durfte Dewey nicht Präsident werden, und darum wird auch ein kommender Krieg zwischen USA und Rußland nur ein großartiger Bluff sein. Beweis: die Vorgänge in und um Israel. Der sogenannte „Amerikanismus" entseelt die Menschen und macht sie reif für das bolschewistische Kollektiv."

Zur selben Zeit arbeitete ich auch weiter an dem im Lager von Nanclares begonnenen Schauspiel „Totentanz 1950", und zwar an der Szene in Stockholm, der Audienz, die der schwedische König der Enkelin und Bevollmächtigten Baruchs gewährt:

„Gustav, 90 Jahre alt, ganz Gentleman der alten Schule, beratschlagt mit ihr einen Tageslauf in Stockholm. Auf den Brief Baruchs entgegnet er: ‚Ich habe über 60 Jahre lang am Tempel bauen helfen, und jetzt, da eben das Dach gedeckt ist, soll alles in Flammen aufgehen? Soll der Altar zerstört werden, auf dem eben noch Finnland geopfert wurde und so viele andere Länder? Wollen diejenigen, denen wir in langen Jahrzehnten zur Herrschaft verholfen haben, ihre Herrschaft nicht ausüben, nicht nutzen außer zur Vernichtung ? O, ich verstehe Baruch wohl. Es muß eine großartige Genugtuung sein, von sich aus allem ein Ende setzen zu können. Doch genügt ihm dieses Bewußtsein nicht? Muß er die Tat erproben? Nein, ich möchte erst mit Weitzmann darüber sprechen. Wir

Skandinavier bejahen das Leben, auch wenn es uns mißhandelt. Und wenn es an's Sterben geht, so gehen wir auch alleine, ohne alles, was atmet, mit uns zu nehmen. Weitzman hat unsere Mentalität immer berücksichtigt. Auch wird er sein Lebenswerk nicht um einer letzten Sekunde willen auf sich genommen haben."

Als ich das schrieb, sah mir einer meiner neuen Arbeitskameraden über die Schulter und war von dem Entwurf gefesselt. Fritz Höhne hatte sich bis dahin ein wenig abgesondert und für sich gehalten. Nun aber zeigte er lebhaftes Interesse, und wir freundeten uns an. Die nächsten Monate standen für mich im Zeichen dieser Freundschaft, die mir wesentlich über das Bewußtsein vergeudeter Lebenszeit hinweghalf. Im Tagebuch notierte ich, was wir alles gemeinsam unternahmen, auch, wenn wir uns stritten. Kurz vor Weihnachten halfen wir unserem Koch, Gebäck nach heimatlichen Rezepten für zehn Mann zu backen, den heiligen Abend feierten wir mit der Hausgemeinschaft, und am ersten Feiertag leisteten wir uns mit Hilfe einer Weihnachtsgratifikation, die die Firma gewährt hatte, eine Fahrt nach Bilbao. Tags darauf wurde Fritz krank, und zwar ernstlich. Es sah beinahe nach Gehirnhautentzündung aus, war es aber nicht. Der Anfall dauerte sechs Stunden. „6 Stunden Angst" steht in den Notizen. -

1949

Das neue Jahr begann garnicht gut. Am Altjahrsabend hatte Fritz H. einen erneuten Anfall oder Rückfall erlitten, und die Firmenleitung erkundigte sich bereits, ob er katholisch oder protestantisch sei. Ich saß an seinem Bett und versuchte, ihn zu beruhigen. Drei Tage später konnte er nach San Sebastian zu einem Spezialarzt, Neurologen, fahren, kam aber ohne eine Diagnose zurück. Die Sache blieb unheimlich. Ich mußte an meine Mutter denken, die an einem Gehirntumor gestorben war, und machte mir ernstlich Sorgen..

In diesen Tagen überfiel mich - aus welchem Anlaß, weiß ich nicht mehr - eine heftige Sehnsucht nach den Jahren der Jugendbewegung und es entstanden die Verse :

Augen, warum diese Tränen,
Herz, warum schlägst du so wild,
wenn du der Zelte und Wimpel
deiner Jugend gedenkst?

Jung unter Jungen zu sein!
Herz da zum Herzen spricht,
frei von fremdem Gebot,
reinster Empfindung voll.
Freunde von Feuer und Fahrt!
Immer bleib' ich euch nah',
irr' ich auch ferne umher
einsam dem Alter zu.

Eines ist, das uns bleibt,
uns beieinander hält:

Unsrer Gesänge Klang
klingt uns für alle Zeit.

Am 10. Januar schloß ich das Manuskript zu dem Schauspiel „Totentanz 1950" ab. In der vorletzten Szene, im tibetanischen Hochland angesichts des Potala-Palastes, gelingt es dem jungen Dalai Lama, die Enkelin Baruchs von der Sinnlosigkeit einer Erdzerstörung zu überzeugen:

„Sehen Sie, ich bin einzig und allein deswegen hier herausgekommen, weil ich mir sagte: da kommt ein Mensch, dem geholfen werden muß. Denn wer solche Absichten mit sich herumträgt, wie Ihr Großvater und Sie, der ist zweifellos innerlich schwer krank. Deswegen stehe ich hier, nicht wegen der Zerstörungspläne Baruchs. Die berühren uns hier nicht. ....Muß ich Ihnen die Erkenntnisse der modernen Astronomie ins Gedächtnis rufen? Wissen Sie, wieviele Sonnensysteme, gleich dem unseren, die Milchstraße umschließt? Wissen Sie, wieviele solcher Milchstraßensysteme der Weltraum enthält, wieviele davon gerade jetzt, in diesem Augenblick, entstehen oder vergehen?" -

Seine Hüften beginnen sich unwillkürlich zu wiegen, als tanze er. Arme und Antlitz scheinen auf Sternenbahnen visionär den Raum zu durchwandern: „Explosionen von Ursonnen, gigantische Katastrophen ganzer Systeme in jeder Sekunde, nahezu unendliche Scharen von Planeten mit ähnlichen, mit gleichen Lebensbedingungen wie auf unserer Erde mit Pflanzen, Tieren, auch Menschen! Menschen in allen Stadien der Entwicklung, vielfach ursprünglicher, vielfach auch weit entarteter als hier!"

Er findet langsam zur Erde zurück und wendet sich wieder Li zu, die wie verzaubert steht. Seine junge Stimme ist nun voller Mitleid:

„Und da glaubt Baruch, glauben Sie, eine wichtige Entscheidung zu treffen, wenn Sie das irdische Leben auslöschen, und vergessen noch dazu, daß doch jeder Gedanke, der einmal gedacht, jedes Gefühl, das einmal empfunden wurde, Tatsachen sind und erhalten bleiben, unzerstörbar für alle Zeit!" ...

Ein junger Assistenzarzt, King, der auch zu unserer Mannschaft gehörte, fand es „erstaunlich", daß so etwas in solcher Umgebung und unter solchen Umständen geschrieben werden könne, und lieh sich das Manuskript von mir aus in der vagen Hoffnung, es irgendwo veröffentlichen lassen zu können. Ich hatte später Mühe, es von ihm zurück zu erhalten. Veröffentlicht wurde es nie.

Eine Woche nach Vollendung des Stückes, das ich mit dem Scheitern von Baruchs Vorhaben und mit seinem Tod enden ließ, schrieb ich an meine Stiefmutter nach Hamburg, im Rückblick auf unsere Weihnachtsfeier:

„Hier habe ich ziemlich heftig die Initiative ergreifen müssen, damit überhaupt eine Feier zustande kam, mit dem Erfolg, daß am Heiligen Abend der äußere Rahmen wirklich recht nett war, leider aber trotzdem keine rechte Stimmung aufkam. Die jungen Menschen aus Deutschland scheinen auf der Gefühlsseite ganz ausgebrannt zu sein. Einige wenige, die sich noch einen Schatz spontanen Empfindens erhalten haben, schämen sich seiner und versuchen, ihn mit Gewalt zu zerstören. Oft wüten sie dabei geradezu gegen sich selbst. Mir tut das immer irgendwie weh."

Inzwischen hatten Fritz Höhne und ich zwei baskische Rechtsanwälte kennen gelernt, die wir ab und zu abends besuchen durften, um uns wieder als Menschen in kultivierter Umgebung zu fühlen. Das war eine Wohltat. Die beiden Brüder Loidi ermöglichten uns, soweit die sprachlichen Schwierigkeiten es zuließen, ein wenig Einblick in

das baskische Leben, sogar die Teilnahme an Wanderungen ihres Touristenvereins in die Berge. Auch im Walzwerk lernten wir die baskischen Arbeiter, vor allem die jüngeren, kontaktfreudigeren unter ihnen allmählich kennen. Es waren Naturburschen von erfreulicher Unbefangenheit. Zwei von ihnen kamen morgens schon vor Arbeitsbeginn und legten sich auf einen Blechstapel, der in der Nachtschicht gewalzt worden war und noch lange eine behagliche Wärme ausstrahlte. Wenn dann die älteren Arbeiter kamen und die beiden dort liegen sahen, bedrohten sie sie in gutmütigem Scherz mit den großen Zangen und zielten dabei genau auf das „Zentrum". Das Spiel wiederholte sich allmorgendlich.

Ein gutes Stück oberhalb der Fabrikhalle sprudelte am Berghang eine Quelle, von der jeweils zwei von uns in einem Holzfäßchen frisches Trinkwasser für die Belegschaft holten. Getrunken wurde, in dem man das Fäßchen mit beiden Armen hochstemmte und den Wasserstrahl aus dem Spundloch in den geöffneten Mund schießen ließ. Das mußten wir auch erst lernen. Es ging alles sehr ursprünglich zu. Das Wasserholen oben am Hang war eine willkommene Unterbrechung der stumpfsinnigen Arbeit, und wenn Fritz und ich es irgend einrichten konnten, taten wir es gemeinsam und ließen uns dabei Zeit.

Einige von uns Deutschen versuchten, im Akkord zu arbeiten, zum Beispiel die Männer an den Walzen regelmäßig mit den hellrotglühenden Eisenrohlingen aus den Öfen zu bedienen. Das geschah im Blechwalzwerk noch von Hand, mit kleinen zweirädrigen Karren, etwa so, wie Adolf von Menzel es 1865 in seinem berühmten Gemälde „Walzwerk" dargestellt hat. Die Arbeiter an den Walzen erfaßten dann mit ihren riesigen Zangen das glühende Eisenstück und lenkten es durch die beiden rotierenden Zylinder. Sie bestimmten also den Rhythmus und das Tempo, und nur ganz wenige von uns konnten dieses Tempo durchhalten. Mich faszinierte dieses Schauspiel, und

ich habe eine halbe Nachtschicht lang dabei den Zuschauer gespielt und mich nicht losreißen können. Dabei formten sich wie von selbst die Verse :

Nachtschicht

Faß, Zange, faß das Eisen,
das aus der Walze springt,
wenn ihr hämmerndes Schlagen
weit durch die Halle klingt.

Gib ihr das Glühende wieder,
brennend im weißroten Schein,
daß sie noch einmal es zwinge,
breiter und länger zu sein.

Weht dich der heiße Atem
des stöhnenden Bleches an,
siehst du hinter der Walze
kurz deinen Gegenmann.

Durch den dampfenden Schleier
leuchtet sein rotes Gesicht,
das dir in harten Zügen
von seinem Leben spricht.

Und du kannst darin lesen
eine Sekunde lang
von einem Menschenwesen
unter dem Walzengang.

Zu Beginn der letzten Januarwoche erhielt ich aus Mering alle Post, die sich dort seit Ende Juli 1948 für mich angesammelt hatte. Darunter waren Briefe von Menschen, die noch garnicht wußten, daß ich Deutschland schon lange verlassen hatte, und natürlich auch viele schmerzliche Erinnerungen. Wenige Tage später begleiteten Rechtsanwalt Loidi, King und ich Fritz Höhne zu einem Röntgenarzt in Vergara, der seinen Kopf durchleuchtete. Die Auswertung der Aufnahmen ergab wieder keinen Befund. Die Ungewißheit, was ihm eigentlich fehlte, blieb. Glücklicherweise hatten sich keine weiteren Anfälle mehr ereignet. Wir konnten unsere gemeinsamen Besuche im Hause Loidi wieder aufnehmen.

Anfang Februar bekam ich einen Brief von meinem Vetter Fritz Vollmer aus Buenos Aires. Er war der Sohn des ältesten Bruders meines Vaters, des Philologen Friedrich Vollmer. Weil er nicht den gewünschten oder vorgeschriebenen Lebensweg einzuschlagen bereit war, hatte man ihn als neunzehnjährigen nach Südamerika geschickt, ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen, die ihm nichts nützten, wie üblich. Unmittelbar vor seiner Ausreise hatte er kurze Zeit bei uns in Schmalenbeck gewohnt und mir - ich war damals 11 oder 12 Jahre alt - eine komplette Indianerausrüstung geschnitzt. Daher hatte ich ihn in bester Erinnerung und richtete auch jetzt wieder meine ganze Hoffnung auf ihn, daß er mir irgendwie über den Atlantik helfen könne.

Sein Brief läutete gewissermaßen einen neuen Lebensabschnitt ein. Und als er mir einige Zeit darauf zwei Hefte der Monatszeitschrift „Der Weg" (El Sendero) sandte, damit ich schon mal einen Eindruck von drüben bekäme, da erschütterte mich die saubere, anständige Haltung, die in einigen der Artikel zum Ausdruck kam, zutiefst. So etwas hatte ich seit Jahren nicht mehr zu lesen bekommen, nur die Umerziehungshetze der im Dienste der Besatzungsmächte stehenden Organe und das Geschrei der Emigranten. Hier aber, in den „Weg"-

Heften wurde unerschüttert ein klarer deutscher Standpunkt vertreten und eine saubere deutsche Sprache gesprochen. Es wirkte auf mich wie eine Offenbarung.

Gerade auch die Sprache war mir sehr wesentlich, und ich notierte mir als Maxime für alles, was ich hinfort noch schreiben würde:

„Großes und Tiefes mit ganz schlichten, einfachen Worten sagen und diesen Worten, wenn sie schon abgenutzt sind, durch die Stellung im Satz ihr altes, starkes Leben wiedergeben, das ist mein Bestreben."

Eggert Bünz, der einstige Jungstammführer des Wandsbeker Jungvolks, der den Krieg trotz härtestem Infanterieeinsatz überlebt hatte, stellte in einem der mir nachgesandten Briefe die uralte Frage nach dem Sinn der menschlichen Existenz. Ich antwortete ihm (Mitte Februar):

„.... Erst seit das Gehirn, die ratio, die Alleinherrschaft angetreten hat, ist der Mensch so hilflos vor sich selber geworden, daß er aus den natürlichsten Dingen, die mit den vitalen Lebenskräften gemeistert werden wollen, eine philosophische Fragestellung macht. Ich bin, wenn ich mich richtig kenne, vielleicht meiner Anlage nach zu einfach, zu wenig kompliziert, um da folgen zu können. Und wenn ich mich schon frage, warum ich eigentlich bestrebt bin, meine persönlichen Anlagen zu entfalten und zu gestalten, so gebe ich mir eine sehr einfache Antwort, nämlich: um eines der grundlegenden Gesetze des Lebens erfüllen zu helfen, Mannigfaltigkeit." (Heute würde ich es kürzer sagen: Der Vielfalt dient, wer sein Eigenstes pflegt.) Gleichzeitig schrieb ich an Ortrud Wilde, die mich gefragt hatte, ob ich nicht zurückkommen wolle:

„...Ich kann und will in Europa nicht mehr leben, weil ich hier

krank werde. Und ich komme nicht nach Deutschland zurück. Ich habe es einmal erlebt, wie die große Politik über unser persönliches Schicksal hinweggeht und uns vor die Trümmer unseres Daseins stellt. Das genügt mir..."

Im Grunde genommen suchte ich einen Ort, an dem ich wieder ich selbst sein konnte.

Inzwischen hatten wir uns recht gut in die Arbeit im Werk hineingefunden. Das Auseinanderknüppeln verlöteter Bleche, Stapel für Stapel, war längst zur Routine geworden, und in der Blechwäsche am offenen Säurebecken hatten wir am 9. Februar sogar eine Rekordleistung von 1026 Blechen in einer Schicht erreicht. Dem entsprach in dieser Woche auch ein Lohn von 152.- Peseten (das Höchste, was ich dort je erreicht habe). Sonntags zogen wir uns den gereinigten Arbeitsanzug an und bummelten in Vergara von einer Kneipe in die nächste gleich nebenan. In jeder wurde nur eine Daumenbreite hoch Wein aus Bechergläsern getrunken. Aber nach der fünften oder sechsten Schenke trat die erwünschte Wirkung ein, besonders wenn wir Moscatel bekamen, und das Leben sah schon bedeutend freundlicher aus.

Nachmittags gingen wir ins Kino, ich habe nicht die leiseste Erinnerung mehr daran, was für Filme wir damals gesehen haben. Aber ich höre noch deutlich das Knirschen bei jedem Schritt von den leeren Erdnußschalen, die den Fußboden des Kinos bedeckten. Erdnüsse spielten dort dieselbe Rolle, wie für die Russen ihre geliebten Sonnenblumenkerne. Oder wir sahen den Basken bei ihrem Lieblingssport, dem Pilotaspiel zu. Dabei wird ein steinharter Ball von der Größe unseres Schlagballs mit der flachen Hand gegen eine hohe Mauer geschlagen. Die beiden Mannschaften zu je zwei Mann spielen beide vor dieser Mauer, also auf derselben Seite. Wenn der Ball abprallt, ist jeweils die andere Partei am Schlag. Das knallt, als wä-

ren die Hände der Spieler aus Holz.

Aber es gibt einen noch härteren Zweikampf bei den Basken. Da liegt ein Baumstamm von etwa 70 Zentimetern Durchmesser am Boden. Davor stehen die beiden Wettkämpfer nebeneinander, mit genügendem Abstand voneinander, jeder mit einer langstieligen Axt ausgerüstet. Es kommt darauf an, wer von den beiden sich zuerst vollständig durch den Stamm durchgeschlagen hat, bis auf den Grund. Da bluten auch die härtesten Hände.

Auch die Ochsengespanne der baskischen Bauern treten in Wettbewerb miteinander. Es gilt, einen großen Felsblock von mehreren Tonnen Gewicht vom Fleck zu bewegen, fortzuziehen. Damit er besser rutscht, schleudern die Bauern eimerweise Jauche unter den Stein. Sieger ist das Gespann, das ihn am schnellsten und am weitesten fortbewegt.

Unter den Kontakten, die ich aufzunehmen suchte, um irgendwie wieder in ein angemesseneres Dasein zu gelangen, war auch der zu dem protestantischen Pastor Fliedner in Madrid. Sein Vater und der meine hatten sich während ihres Theologie-Studiums in Bonn in den neunziger Jahren angefreundet. Das wußte ich noch und hatte ihm entsprechend geschrieben. Er antwortete, daß er zu einem protestantischen Gottesdienst nach Bilbao käme und daß wir uns dort treffen könnten. Ich fragte Fritz Höhne, ob er mitkommen wolle, und wir fuhren übers Wochenende am 19. Februar nach Bilbao. Das Gespräch mit Pastor Fliedner ergab für unsere Zukunftspläne keine neuen Gesichtspunkte oder Möglichkeiten. Um so interessanter war der Gottesdienst auf einem Dachboden. Es war nur eine kleine Gemeinde versammelt, und es herrschte eine ausgesprochene Katakomben-Atmosphäre, beinahe wie bei einer Verschwörung. Man fühlte sich offensichtlich verfolgt und konnte nur im Verborgenen zusammenkommen. Da weder Orgel noch Harmonium vorhanden

waren, mußte Fliedner die Choräle selber anstimmen und vorsingen. Manchmal sang er fast allein.

Tatsächlich wurden Protestanten in Spanien kaum geduldet. Der Katholizismus beherrschte das gesamte Leben und nahm zuweilen geradezu militante Formen an. Das erlebten wir auch in Vergara. Dort wurden alljährlich Bußwochen durchgeführt. Eine Woche lang war dann die gesamte heranwachsende Jugend verpflichtet, täglich an besonderen Bußgottesdiensten teilzunehmen. Wer sich dieser moralischen Pflicht entzog, machte sich zuhause, in Schule und Öffentlichkeit unmöglich. Ich nahm an einer solchen Veranstaltung in der prunkvollen Kathedrale teil, um vielleicht eine Erklärung dafür zu finden, daß man die spanischen Kinder so selten lachen sah, daß sie oft einen traurigen, bedrückten, wie schuldbewußten Gesichtsausdruck zeigten.

Auf der Kanzel stand ein Mönch in schwarzweißer Kutte und rief kurze, abgehackte Wortfetzen in die Menge, die am Boden kniete und bei jeder solchen Wortsalve auch mit dem Gesicht den Boden berührte. Ich kam mir vor, wie in einer Moschee, und tatsächlich schien die Jahrhunderte währende Herrschaft des Islam in Spanien nachhaltigen Einfluß auf den spanischen Katholizismus hinterlassen zu haben, zumindest in den äußeren Formen.

Ob das auch auf den Glaubensinhalt zutrifft, vermag ich nicht zu beurteilen. Das beständig nagende Schuld- und Sündenbewußtsein, das auf die Dauer die Persönlichkeit zerstört, ist ja ein kennzeichnender Zug des Christentums, nicht nur des Katholizismus. Hatte nicht Knut Hamsun in seiner Kindheit in Nord-Norwegen beim erzwungenen Vorlesen der Bußpredigten eines Lars Oftedal dasselbe erleben und erleiden müssen, mit deutlichen Spuren in seinem gesamten Leben und Werk? Das war ja auch 1929 der eigentliche Grund zu meinem Austritt, nicht nur aus der Kirche, gewesen. Und jetzt,

zwanzig Jahre später, nahm die Erkenntnis, in jeder Hinsicht auf mich selbst gestellt zu sein, allmählich aggressive Formen an. Ich schrieb in mein Tagebuch:

„Abstand"

„In breiten, ausgetretenen Bahnen wälzt sich das Dasein deiner Zeitgenossen hin. Das wird geboren, heiratet und stirbt, und jedes Zeichen von Besonderheit stößt bald auf Feindschaft, bald auf Achselzucken. Was ist es denn, das dich von ihnen trennt? Sie sagen: deine Überheblichkeit! - Und doch: sind sie es nicht, die überheblich sind? Die ihre ausgefranste, stumpfe Lebensweise auch dir zur strengen Vorschrift machen wollen? Wo bleibt der Abstand, die Bewegungsfreiheit, die Gott dem Einzelmenschen mitgegeben? Darfst du nicht tiefer denken als die andern, darfst du nicht weiter schauen, tiefer fühlen, zu einer andren Höhe dich erheben ? Unwissenheit und Bildungsmangel herrschen mit ungleich größerer Totalität, als es das Wissen je zu tun sich traute. Denn Wissen macht bescheiden, und es öffnet das Herz und das Verständnis allen Dingen."

und gleich danach, noch deutlicher :

„Konfessionen"

„Neunundneunzig von hundert Menschen können nicht auf eigenen Füßen durch's Leben gehen. Das Gesetz ihrer individuellen Natur genügt ihnen nicht. Sie brauchen, suchen darüber hinaus Halt am Gesetz einer Gemeinschaft, religiös oder politisch, das um so strenger sein muß, je unselbständiger sie selber sind. Erst wenn ihnen für jede Minute ihres Tageslaufs vorgeschrieben ist, was sie zu tun

oder zu lassen haben, erst dann fühlen sie sich ganz geborgen gegenüber allen Fährnissen der Welt. Hierher gehören der „Ordensgeist" wie der „Korpsgeist", die Klosterzucht wie der Drill, die Exerzitien ebenso wie das Exerzieren.... Die gläubigen Anhänger einer bestimmten Konfession können es sich in vieler Hinsicht leicht machen. Sie wählen den Weg des geringeren Widerstandes. Der Einsame wählt den des größeren."

Wie zur Veranschaulichung solcher Gedanken gab es in unserer Unterkunft in Vergara einen recht beschämenden Skandal. Drei von unserer deutschen Belegschaft hatten unter Einwirkung von reichlich Alkohol ihren sexuellen Neigungen nachgegeben, und zwar so offen, daß die anderen es mitbekamen. Die Folge war eine nächtliche Strafaktion mit Lederriemen und deutlich sadistischen Zügen, das eine ebenso peinlich wie das andere. Der Vorfall sprach sich mit Windeseile im ganzen Walzwerk herum und beeinträchtigte für ein paar Wochen die Atmosphäre, bis die drei Hauptbetroffenen von dannen gezogen waren und die Gemüter sich wieder beruhigten.

Ende März schrieb mir Pastor Fliedner aus Madrid, machte mir Vorwürfe wegen meiner Überseepläne und vertrat den Standpunkt, mein Platz sei jetzt in Deutschland, dort hätte ich eine Aufgabe zu erfüllen. Ich antwortete:

„Was Sie von einem nationalbewußten Deutschen erwarten, bedeutet doch praktisch, Handlangerdienste für die Besatzungsmächte zu tun. (Denn darauf läuft heute jede Tätigkeit in Deutschland, gerade auch auf kulturpolitischem Gebiet, hinaus) und dabei geduldig zu warten, bis die Dampfwalze über ihn hinweggegangen ist. Ich denke, daß jeder, der die Entschlußkraft aufbringt, zu gehen, rechtzeitig gehen sollte, selbst auf die Gefahr hin, daß der vormals deutsche Raum sich zusehends leert. Er wird ohnehin eines Tages geleert werden. Der Gedanke eines deutschen Wiederaufbaus beruht

m.E. auf einer Verkennung der Lage. Die Geschichte läßt auf die Dauer nicht mit sich spielen, und die totale Kapitulation von 1945 war eine endgültige. Es gibt keine deutsche Mission in Deutschland mehr, allenfalls noch eine deutsche Kulturmission in den Räumen, die von der kommenden Katastrophe verschont bleiben, also in Übersee. Wenn dies nicht meine wohlüberlegte Überzeugung wäre, Herr Pastor, hätte ich niemals einen illegalen Grenzübertritt auf mich genommen."

Im Gegensatz zu dieser, meiner damaligen Auffassung und Lagebeurteilung arbeitete meine Stiefmutter, Hildegard Vollmer, in Hamburg zäh und aufopfernd am Wiederaufbau des Forschungsinstituts meines Vaters, „Bibel und deutsche Kultur," das durch Bombenvolltreffer total zerstört worden war. Unter widrigsten Umständen und verfolgt von Schikanen des gehobenen akademischen Klüngels trug sie einen großen Teil der vernichteten Bestände wieder zusammen und hielt die Verbindung zu den in- und ausländischen Freunden des Instituts aufrecht. Nun war es ihr sogar gelungen, einen neuen „Wissenschaftlichen Leiter" zu gewinnen, einen Kunstgeschichtler, Dr. Claus Leonhardi. Dieser sandte mir seine Arbeit über den Bildhauer Marcks mit einer persönlichen Widmung. In meinem Dankbrief hieß es:

„... Sie haben auch diesesmal wieder ein so ungewöhnliches Maß an Einfühlungsgabe und Deutungsvermögen bewiesen, daß Marcks sich für die von Ihnen gewürdigten Arbeiten sicherlich keinen anderen Interpreten wünschen durfte. Und gleichzeitig haben Sie mit diesem Bändchen die Veröffentlichungen des Deutschen Bibelarchivs um einen wertvollen Beitrag bereichert, der durchaus geeignet ist, den lebendigen Kontakt mit der Gegenwart zu erhalten und das Archiv vor musealer Stagnation zu bewahren. - Meine Stiefmutter teilte mir mit, daß Sie nunmehr die Gesamtleitung des Instituts übernommen haben. Lieber Herr Doktor, erlauben Sie mir,

daß auch ich Ihnen aus diesem Anlaß von Herzen Dank sage dafür, daß Sie den Gedanken und das Lebenswerk meines Vaters der Vollendung näher bringen und Ihre Kraft in den Dienst dieser Aufgabe stellen wollen ! .... Gerade hier in Spanien habe ich hinreichend Gelegenheit zu erkennen, wie wünschenswert es sein müßte, im Sinne meines Vaters das Wesen des Christentums und der Religionen überhaupt von einer höheren Warte aus zu begreifen .... Denn die großen Fronten heißen doch heute Herz contra Hirn, und das Herz steht schon fast auf verlorenem Posten..."

Tatsächlich hatte mein Vater in seinen letzten Lebensjahren den Gesichtskreis seiner Forschungsarbeit über die Bibel hinaus auch auf vorchristliche Quellen auszudehnen begonnen, die Entwicklung über den Heliand-Dichter zurückverfolgt und beabsichtigte, alle religiösen Impulse einzubeziehen, die je auf deutschem Boden wirksam geworden waren. Seine ersten handschriftlichen Entwürfe dazu waren in den Panzerschränken unter den Phosphorbomben verkohlt. - Hätte er noch die Atlantis-Bücher von Pastor Jürgen Spanuth erleben dürfen, er wäre begeistert gewesen. - -

Der Monat April beschenkte uns in Vergara mit einer kräftigen Sonne, und wir nutzten die Freizeit, um uns braun brennen zu lassen. Allerdings mußten wir uns dazu abgelegene Plätze suchen, denn Nacktheit galt im katholischen Spanien als unsittlich. Wenn wir gelegentlich zum Baden nach San Sebastian fuhren, konnten wir am Strand Polizisten beobachten, die Jagd auf Badende mit zu kurzen oder zu knapp sitzenden Badehosen machten. Doch gab es auch unbelebte Strandpartien und dort stürzten wir uns gerne in die zuweilen übermannshohen Brandungswellen und ließen uns von ihnen wieder zurückschleudern. Dabei konnte einem buchstäblich Hören und Sehen vergehen. Manchmal „landete" man kopfüber.

Im Walzwerk verlockte das Trinkwasserholen von der Quelle am

Berghang, die nun ganz in frisches Grün eingebettet war, zu immer längerem Verweilen. Meinen Notizen entnehme ich, daß mir Fritz Höhne in dieser Zeit ein Portrait schenkte, das er von sich selber gezeichnet hatte. Vom Fenster des Zimmers, das wir gemeinsam bewohnten, konnten wir abends von gegenüber, der anderen Straßenseite die feurigen Schlangen der hellrot glühenden Profileisen verfolgen, die dort durch die Walzenstraße schossen. Jedesmal leuchteten die Wände unseres Zimmers rötlich auf und verliehen dem Raum einen eigenen, erregenden Reiz.

Doch die Gewöhnung an die täglich sich wiederholende Arbeit im Werk brachte auch Gefahren mit sich. Die Routine machte unachtsam, und so erlitt ich am 12. Mai einen Betriebsunfall, der mich leicht die Finger der rechten Hand hätte kosten können. Ich schob einen auf Rollen gesetzten Karren mit verbeulten, scharfkantigen Blechen von der Blechwäsche zur Streckwalze, wo sie vor dem Zinkbad noch einmal kalt plangewalzt werden sollten. Die Bleche lagen nicht glatt und fest aufeinander, sondern der Stapel schaukelte und geriet ins Rutschen. Ich sah beim Schieben zu Boden und wurde erst durch die Warnrufe der Kollegen aufmerksam. Doch da war es schon zu spät. Die Bleche rutschten auf mich zu und schnitten mir die Finger der rechten Hand unterhalb der Knöchel bis auf die Knochen auf. Glück im Unglück: die Knochen selbst wurden nicht durchtrennt. Einer der baskischen Arbeitskollegen brachte mich zum Sanitäter, der die Wunden desinfizierte und klammerte. Auch eine Tetanusspritze war fällig. Einen Monat lang konnte ich weder arbeiten noch schreiben, nur faulenzen und das Zeigefingergelenk üben, das steif zu bleiben drohte.

Ende Juni konnte ich endlich wieder schreiben. Stoff hatte sich genügend angesammelt. Vor allem hatte mich das Thema, der Gegensatz von Vielfalt und Vermassung beschäftigt:

„Der organische Wille der Natur zur Mannigfaltigkeit und damit zum Individuellen, zur Persönlichkeit entspricht einer zentrifugalen und dynamischen Tendenz. Dagegen entspricht der organisatorisch-konstruktive Wille der menschlichen Vernunft, der ratio, zur Uniformierung und Kollektivierung einer zentripedalen Tendenz, der Schwerkraft, dem Massen- oder Trägheitsgesetz. Menschliches Leben ist auf die Dauer nur im Gleichgewicht beider Tendenzen möglich. Die erste allein würde die Welt sprengen. Die letztere allein würde sie komprimieren, vereisen, erstarren lassen. Das gilt sowohl physikalisch als auch - im menschlichen Daseinsbereich - geistig... Dynamische Naturen sind vorwiegend individuell, zentrifugal orientiert, passive Naturen neigen zur Ballung, zur Massenbildung. Der ursprünglich ganze Mensch lebte im Gleichgewicht beider Kräfte, kannte sie garnicht, wußte nichts von ihrer gegensätzlichen Tendenz."

Manche solcher Tagebucheintragungen ergaben sich einfach aus Beobachtungen im täglichen engen Zusammenleben mit den deutschen Schicksalsgefährten und Arbeitskollegen, z.B.:

„Wehe den Menschen, die sich hart nennen, die aber in Wirklichkeit nur stumpf sind, ohne die Gabe eines empfindsamen Herzens. Hinter dem Ideal der Härte versteckt sich nur zu oft die Unfähigkeit zur Liebe, die seelische Impotenz. Denn Gefühle zu haben bedeutet keine Schwäche, wie man uns weismachen möchte. Gefühle sind eine Kraft der Seele, die freilich vielen mangelt und bei den meisten abgestumpft ist."

Nach derartigen Augenblicks-Wahrnehmungen wandte ich mich wieder größeren Projekten zu. Darüber schrieb ich Ende Juli an Hans Thams:

„Das Thema meiner Hoisdorfer Vorträge („Revolution zu uns

selbst") und unserer Gespräche in Tatewo läßt mir keine Ruhe, und ich beginne langsam zu glauben, daß dieses Thema meine eigentliche Lebensaufgabe darstellt, und daß jeder Fortschritt in dieser Arbeit ungleich wichtiger ist, als die Gestaltung meines äußeren Lebens. Du erinnerst Dich vielleicht, daß die letzte Form dieser Arbeit ein umfangreiches Manuskript „All-Einheit, Versuch zur Überwindung des Dualismus" war, das ich vorsichtshalber in Süd-Afrika, in Malmö und in Oberstdorf deponiert habe Dieses Manuskript litt aber noch an einer sehr unübersichtlichen Gliederung. Es fehlte der berühmte 'rote Faden'. Heute ist mir nun eingefallen, den Stoff völlig neu zu gliedern und zwar nach den Entwicklungsstufen des menschlichen Bewußtseins:

1.) unbewußtes, instinktives 'Wissen' von der Ganzheit des Lebens;

2.) Glauben als erste Form des erwachenden, noch unkritischen Bewußtseins;

3.) Zweifel, Beginn der Kritik, des Denkens und der Bewußtseins-Spaltung in Denken und Fühlen, Entstehung des Dualismus;

4.) analytische Periode, Vorherrschaft des Gehirns, der Berechnung, Krisis des Bewußtseins ! (Existentialismus !)

5.) Synthetische Periode, bewußte Erkenntnis der Ganzheit, bewußte Erkenntnis der Bedeutung der irrationalen Werte. Überwindung des Dualismus, Weisheit.

Wie gefällt Dir das? Mit der Umgliederung kann ich allerdings erst beginnen, wenn ich irgendwo in der Welt wieder festen Fuß gefaßt habe und mir das Manuskript schicken lassen kann ....." - -

Zwei Erlebnisse dieses Sommers machten mir die damaligen Verhältnisse in Spanien, zehn Jahre nach Beendigung des Bürgerkrieges, besonders deutlich. Der Generalissimus Franco, Diktator und „Caudillo", besuchte die baskische Provinz Guipuscua und kam auch durch Vergara. Die Straße, auf der seine Wagenkolonne den Ort passierte, führte unmittelbar am Walzwerk der Union Cerrajera vorbei. Franco selbst saß im zweiten Wagen in der Uniform der spanischen Armee, mit dem kleinen Schiffchen auf dem Kopf. In den folgenden, offenen Wagen begleitete ihn seine maurische Leibgarde. Die weißen Burnusse der Männer flatterten im Fahrwind noch über das Wagenheck hinaus ...

Die großen baskischen Arbeiter waren in das offene Fabriktor getreten und schauten zu der vorbeirasenden Kolonne hinüber. Ich sah in ihre Gesichter. Wenn Blicke töten könnten, wäre dort auf der Straße niemand am Leben geblieben. Doch in Sekundenschnelle war der ganze Spuk auch schon wieder vorbei.

Einige Wochen später marschierte auf derselben Straße, nur in umgekehrter Richtung eine etwa bataillonstarke Abteilung vierzehn- bis siebzehnjähriger Jungen in kurzen Hosen mit blauen, teils auch roten Baretts und Marschgepäck vorbei, vor jedem Zug der Zugführer, drei Schritt hinter ihm ein Priesterschüler in grauer Marschsoutane und ebenfalls einem Tornister auf dem Rücken.

Natiirlich war ich von diesem Aufzug fasziniert und lief mit einem meiner deutschen Kameraden, dem Grafen Schulenburg, hinter der Kolonne her bis zum Sportplatz von Vergara, wo die Abteilung ein Zeltlager aufschlug, um dort zu übernachten. Das erste Zelt, das fertig stand, war von den Priesterschülern errichtet worden, und schon standen dort die anderen Jungen Schlange, um - zu beichten.

Wir fanden einen, der deutsch konnte und unsere neugierigen Fragen

bereitwillig beantwortete, ungeachtet der mißtrauischen und mißbilligenden Blicke einiger Priesterschüler. Wir erfuhren, daß hier ein Lehrgang der Akademie für Jugendführung der falangistischen Jugendorganisation „Frente de Juventudes" auf dem wochenlangen Marsch von Madrid nach Loyola, zur Kathedrale des Begründers des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, sei. Die streng katholische Einbindung des spanischen Faschismus war also mehr als deutlich.

Wir erfuhren in diesem Gespräch aber auch, daß die Falange das Franco-Regime keineswegs als Erfüllung ihrer Zielvorstellungen betrachtete, im Gegenteil. Einer der Professoren der Madrider Akademie hatte im Unterricht wörtlich gesagt: „Hemos perdido la revolucion, tenemos amenzar desde nuevo." (Wir haben die Revolution verloren, wir müssen von vorne anfangen.)

Entgegen der herrschenden „öffentlichen Meinung", die von Unkenntnis und oberflächlichen Pauschalbegriffen bestimmt wird, war Franco weder Falangist noch Faschist, sondern stockreaktionär. Er unternahm keinen Versuch, den in kommunistische Gefangenschaft geratenen Begründer und Führer der spanischen Falange, Jose Primo de Rivera jun. (Sohn des früheren Diktators) zu befreien, sondern ließ dessen Nachfolger so lange verfolgen, bis dieser spurlos verschwand. Zu der sozialen Komponente des Falangismus hatte Franco keinerlei Verhältnis. Ihm war es darum zu tun, die Monarchie wieder herzustellen und die Machtstellung der katholischen Kirche zu stärken.

Allgemein sind ja die faschistischen Bewegungen nicht von linken, sondern von rechtskonservativen Kräften unterdrückt und ausgeschaltet worden, so Codreanus Eiserne Garde in Rumänien von Marschall Antonescu, Mussolini von den Royalisten, Degrelle's Rexisten ebenfalls von den konservativen Royalisten in Belgien. Immer ging es darum, die sozialistischen Tendenzen der faschisti-

schen Programme auszuschalten, im Dienste des (internationalen) Kapitalismus, mit dem die konservativen Kreise offenbar amalgamiert, verschmolzen sind. Katalysator bei dieser Verbindung sind offenbar die Freimaurerlogen.

Denn der Sozialismus in den faschistischen Programmen, jeweils auf die unterschiedlichen volklichen Eigenarten abgestimmt, war ehrlich gemeint. Dort ging es um die Menschenwürde des einzelnen Arbeiters. Der von New Yorker Bankhäusern gesteuerte internationale Sozialismus dagegen war von Anfang an nicht ehrlich gemeint, sondern nur ein Instrument der finanziellen Einweltherrschaft. Dort ging es eben nicht um den einzelnen Arbeiter, sondern um Mobilisierung der Massen als Machtmittel, ganz gleich, ob von „links" oder von „rechts" eingesetzt. Diese Begriffe spielten dort keine Rolle und tun es auch heute nicht.

Damals schrieb ich in mein Tagebuch:

„Sozialismus muß national geprägt sein, da jede menschliche Rasse - verhaltensbedingt - die ihr gemäße Form sozialer Gerechtigkeit sucht und findet. Aber das bedeutet nicht, daß eine junge sozialistische Bewegung innerhalb eines Volkes ein Bündnis mit dem traditionellen Nationalismus eingehen dürfe. Das darf sie nicht! Denn an einem solchen Bündnis geht sie unweigerlich zugrunde: Codreanu verlor seine völkisch-sozialistische Revolution durch Marschall Antoneseu, Primo de Rivera durch Franco, Mussolini durch den König und Hitler - durch sich selbst." (Schon vor dem Zweiten Weltkrieg durch sein Bündnis mit Reichswehr und Schwerindustrie um einer legalen Machtübernahme willen.)

Heute, (im Mai 1992, während ich hier die Bilanz meines Lebens und meiner Erfahrungen zu ziehen suche) scheint der Kommunismus Lenin'scher Prägung nach achteinhalb Jahrzehnten allenthalben aus-

gedient zu haben. Seine Initiatoren benötigen ihn augenscheinlich nicht mehr. Es sieht ganz so aus, als solle - wie das Kind mit dem Bade - mit dem Kommunismus auch der Sozialismus ausgeschüttet werden. Zu beobachten ist seit zwei Jahren ein Rückfall in den primitiven Kapitalismus des 19. Jahrhunderts. Eine „freie Marktwirtschaft" herrscht diktatorisch mit der altgewohnten Rücksichtslosigkeit. - -

Es wurde indessen Zeit, daß ich mich um Personalpapiere für die geplante Reise nach Argentinien bemühte. Dafür kam nur ein Staatenlosenpaß in der Art des Nansenpasses nach dem Ersten Weltkrieg in Betracht, denn einen deutschen Staat gab es ja noch nicht. Der für das von den Siegermächten besetzte Deutschland zuständige „Alliierte Kontrollrat" unterhielt in Madrid, im Gebäude der ehemaligen Deutschen Botschaft eine Filiale. Nur an diese konnte ich mich wenden, und es stellte sich heraus, daß ich dazu selbst nach Madrid fahren und persönlich dort vorsprechen mußte. Ein Lastwagenfahrer, der regelmäßig von Vergara nach Madrid fuhr, erklärte sich bereit, mich mitzunehmen.. Es wurde eine unvergeßliche Fahrt durch halb Spanien. Je weiter wir nach Süden kamen, desto afrikanischer kam mir die Landschaft vor. Unmittelbar vor Madrid durchquerten wir eine wüstenähnliche Zone, dann tauchte unvermittelt hinter mehreren großen Ziegelbrennereien die Silhouette der Großstadt auf.

Im vormals deutschen Botschaftsgebäude saßen drei englische Offiziere und vertraten den alliierten Kontrollrat. Sie lehnten mein Ansuchen um einen Staatenlosenpaß zunächst ab, aber dann verriet mir einer von ihnen, es gäbe eine Bedingung, unter der sie nach ihren Vorschriften verpflichtet seien, mir einen solchen Paß auszustellen. Wenn ich nämlich von meiner Heimatstadt in Deutschland eine amtliche Bescheinigung beibringen könne, daß ich dort keine Zuzugsgenehmigung bekommen würde. Nun, das war angesichts des zu zwei Dritteln zerbombten Hamburg kein Problem. Meine Stief-

mutter konnte mir die Bescheinigung des Hamburger Wohnungsamtes schon nach wenigen Wochen schicken. Ich sandte sie nach Madrid weiter, hörte von dort aber trotz Rückfrage Monate lang nichts.

Während dieser Zeit des bangen Wartens arbeitete ich abends und sonntags weiter an der Umgestaltung des großen Themas „All-Einheit, Zur Überwindung des Dualismus", und zwar an dem Abschnitt „Noch und wieder" (den ich 30 Jahre später im größeren, religionsgeschichtlichen Zusammenhang in meinem SONNENSPIEGEL wieder aufgriff, vgl. dort S. 365 ff).Unter anderem schrieb ich über die Entwicklung der Kunst:

„Entstanden als vollkommene Einheit aus dem Urschoß des Tanzes, differenzierte und spezialisierte sich die Kunst nach dem natürlichen Gesetz des Strebens nach Mannigfaltigkeit. Zwar gab es bei jeder der allmählich entstandenen Kunstgattungen Pausen der Besinnung, Rückschau und Sehnsucht nach Gemeinsamkeit mit den anderen. Aber da der gemeinsame Ursprung, eben der Tanz zur Gespreiztheit des Balletts oder zum Gesellschaftstanz verarmt war, mußten alle Versuche der Vereinigung auseinandergelebter Kunstarten den Stempel des Gewollten, Unechten tragen. Menschen mit feinem Gefühl für echt und unecht, vor allem in der Jugend, bekämpften solche Kompromißlösungen. Aus dem Empfinden für die innere Unmöglichkeit von Oper oder gar Operette, das Ortega y Gasset weitertrieb bis zur Ablehnung einer Verbindung von Poesie und Szene (in „El Exspectador"), entstand die Wiederentdeckung der kulissenlosen Shakespeare-Bühne und der Pantomime, entstand die Reinigung der Musik und auch der Malerei von allen schildernden, illustrativen Zügen, die Besinnung auf Graphik und schlichte Zeichnung .... In der Wiederentdeckung des reinen Tanzes scheint diese Entwicklung ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben, scheint damit die Möglichkeit zu einer nunmehr bewußten Umkehr und

Synthese gegeben. Denn der sogenannte moderne Ausdruckstanz erreicht mit ganz bewußt gewählten Mitteln vielleicht- dasselbe, was einmal der Urtanz ganz unbewußt im tiefsten Seelengrunde der Menschen entbunden und aufgerührt hat. Er vereinigt in sich lebendige Musik (auch wenn sie unhörbar bleibt), bewegte Farbharmonien, rhythmisch bewegte Plastik (am eigenen Körper), sprechende Mimik und ornamentale Zeichnung (des Bewegungsablaufs im Raum). ... So rundet sich im Tanz der Bogen von der Einheit durch die Vielfalt wieder zur vielfältigen Einheit, vom Unbewußten durch schärfstes Bewußtsein zur bewußten Anerkennung des Unbewußten, eben vom Noch zum Wieder."

Inzwischen hatte mein Vetter Fritz in Buenos Aires, „Don Federigo", nach tage- (und nächte)langem Schlangestehen vor den Schaltern der argentinischen Einwanderungsbehörde eine Einreisegenehmigung für mich erhalten. Dazu hatte er sich verpflichten müssen, gegebenenfalls für meinen Unterhalt aufzukommen. Außerdem hatte er sich bereiterklärt, mir die Kosten für die Passage auf einem argentinischen Schiff von Bilbao nach Buenos Aires vorzuschießen.(Ich konnte sie ihm später mit dem Erlös der Versteigerung meiner Autographensammlung in Stockholm zurückerstatten)

Und dann traf aus Madrid auch mein Staatenlosenpaß ein. Die drei Engländer vom Alliierten Kontrollrat hatten ihn also doch ausgestellt. Nun brauchte ich noch ein amtliches Gesundheitszeugnis und vor allem - die Ausreisegenehmigung aus Spanien. Denn ich war ja noch nicht gänzlich frei, sondern immer noch im Zustand der „libertad vigilada".

Zu dieser Ausreisegenehmigung gehörte eine Bescheinigung, daß ich nicht gebettelt habe, und eine weitere, daß ich nicht zu den „Rebellen" gehört habe. (Damit waren vermutlich wieder die baskischen Partisanen gemeint.) Und schließlich mußte ich mich bei der Ver-

tretung der argentinischen Staatsreederei, der Dodero-Linie, in Bilbao um einen Schiffsplatz bemühen. Das gelang dann auch mit Hilfe eines jungen Angestellten deutscher Abstammung, der mich bevorzugt behandelte. Bei alledem war eine gute Portion Glück im Spiel, ohne die man im Leben nicht auskommen kann.

Ende Oktober schrieb ich an Hans Thams:

„Deine Empfangsbestätigung für meine Manuskripte erhielt ich und danke Dir von Herzen dafür, daß Du die Abschriften und deren Versand übernehmen willst. Was den Inhalt betrifft, gebe ich Dir vollkommen recht: zur unmittelbaren Veröffentlichung eignet sich nur „Jugendbewegung"... Der Aufsatz über die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins ist so, aus dem Zusammenhang gerissen, eigentlich nur Dir verständlich. Er wird eines der letzten Kapitel des werdenden Buches „All-Einheit" sein.... Immerhin ist es Dir vielleicht möglich, die eine oder andere verwandte Seele an Hand dieses Aufsatzes für die Gesamtarbeit zu interessieren.... Der „Totentanz" endlich ist nur eine Skizze. Um bühnenreif zu werden, muß er von einem erfahrenen Bühnenautor, den der Leitgedanke fesselt, ausgearbeitet werden. Noch zeitgemäßer wäre vielleicht eine Verfilmung. Aber der Stoff scheint mir dankbar, und der Dialog könnte m.E. großenteils beibehalten werden. Die „Eingeweihten" mögen daran erkennen, daß wir mehr wissen, als ihnen lieb sein kann. - Vor meiner Ausreise, lieber Hans, die hoffentlich noch in diesem Jahr stattfindet, schicke ich Dir mein Tagebuch 1948/49 mit der Bitte, es nach Durchsicht und eventuellen Auszügen im Original an Georg Mayr, Dietersberg bei Oberstdorf weiterzusenden. Dort ist mein Archiv."

Um vor der Ausreise das Kapitel „Noch und Wieder" zu einem gewissen Abschluß zu bringen, notierte ich in der vorletzten Novemberwoche:

„Wenn wir folgerichtig ganzheitlich denken, können wir nicht mehr geistige, seelische und körperliche Kräfte voneinander unterscheiden, sondern müssen eine Kraft voraussetzen, die identisch ist mit der dem einzelnen Menschen innewohnenden Intensität zu leben, auch Vitalität zu nennen. Die Auswirkungen dieser einen Kraft äußern sich bald in seelischen Emotionen bald in Gedankenschärfe, bald in Muskelleistungen. Der Wille ist der bewußt gewordene Teil dieser Kraft, der also bewußt auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet werden kann, auch in das eigene Innere hinein, um Unbewußtes ins Licht des Bewußtseins zu heben. Wie aber ist jene Trance oder Ekstase zu erklären, die sowohl der Tänzer kennt als auch der brahmanistische und der buddhistische Mönch, dieser Zustand, den beide zwar mit verschiedenen Mitteln, aber beide bei vollem Bewußtsein herbeiführen können? Die Anhänger dualistischer Weltanschauungen haben es da leicht. Sie sprechen von einer zeitweiligen Trennung von Leib und Seele. So einfach können wir es uns nicht machen. Im Hinblick auf die äußerste Konzentration aller Lebenskraft, die zur Erreichung jenes Zustandes notwendig ist,... müssen wir vielmehr - im Gegensatz zu den Dualisten - grade die innigste Verschmelzung alles dessen voraussetzen, was in seiner Gesamtheit den Menschen ausmacht. Mit anderen Worten: in der Extase scheint uns der Mensch die letzte und höchste Stufe auf dem Wege zur Ganzheit, die vollkommenste Harmonie seines Wesens erreicht zu haben."

Die letzte längere Eintragung, die sich in meinem Spanien-Tagebuch findet, bezieht sich auf die sichtbaren Ergebnisse der christlichen Zivilisation:

„Hat man je gehört, daß Bombenschützen, die während des letzten Krieges Zehntausende von Frauen, Kindern und Greisen mit Sprengbomben und brennendem Phosphor auf die grausamste Weise umgebracht haben, sich deswegen Vorwürfe gemacht hätten,

von Gewissensqualen verfolgt, in Nervenheilanstalten eingeliefert worden seien oder gar sich das Leben genommen hätten?

Von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, geht die überwältigende Mehrheit dieser Männer, ganz gleich, welcher Nation oder Rasse, längst wieder ihren bürgerlichen Berufen nach, widmet sich der Familie und ist, soweit es die wirtschaftlichen Verhältnisse erlauben, glücklich. Vergessen scheint die Genugtuung, wenige Jahre zuvor, über brennende und zusammenstürzende Städte, über Angst und Verzweiflung der jeweils betroffenen Bevölkerung, oder auch die Freude an der Jagd - im Tiefflug mit Bordwaffen - auf pflügende Bauern und wassertragende Mädchen. - Das gibt einen tiefen Einblick in die seltsame Wandelbarkeit der menschlichen Natur, die über Nacht aus einem friedlichen Büroangestellten oder Versicherungsagenten ein blutgieriges Ungeheuer werden läßt, die jahrhundertelang aufgetragene Tünche von Zivilisation, Menschlichkeit und Vernunft mit einer Handbewegung wegwischen kann, um kurz darauf den vorherigen Zustand wieder herzustellen. Es gibt wohl kaum einen treffenderen Beweis für das Scheitern christlicher Moralerziehung seit über tausend Jahren.

Angesichts der unbeschreiblichen Greuel, die während des letzten Krieges und hinterher allenthalben geschehen sind, muß man den Mut aufbringen, festzustellen, daß das Christentum keinen veredelnden Einfluß auf den Menschen ausgeübt hat. Vielmehr hat es in dieser langen Zeit dem Umsichgreifen einer hemmungslosen Verlogenheit und Heuchelei Vorschub geleistet. Die ungeheuerlichsten Verbrechen wurden seit eh und je in den Mantel sogenannter Christenpflichten gehüllt.

Gibt es denn keine geeignetere Religion, um den sittlichen Grund für das Zusammenleben von Völkern, Staaten und Erdteilen zu legen?" (Vergara, 21. November 1949)

Eine Woche später schrieb ich an Hans Thams, der sich inzwischen in Ulsnis an der Schlei ein eigenes Strohdachhäuschen gebaut hatte:

„Mein lieber Hans ! Dein Brief hat mich gerade noch rechtzeitig erreicht, denn am Sonntag, den 4. XII. geht mein Schiff, und Weihnachten hoffe ich schon im Hause meines Vetters bei Buenos Aires zu feiern. Nein, mein Guter, und wenn Du mir eine eigene Einsiedelei mit allem Komfort versprächst, Du hieltest mich nicht in diesem hoffnungslos idiotischen Europa. Was ich hier erlebt habe, hat mir vollends den Rest gegeben. Und für unser armes Deutschland gibt es ja nur noch zwei Möglichkeiten: erneuten Krieg oder kalte Bolschewisierung. Beide bedeuten das Ende. Dagegen hoffe ich nun in Verhältnisse zu kommen, in denen deutsche Kultur und deutscher Geist noch gepflegt werden können.... Wenn der Bolschewismus einmal vernichtet werden sollte und ich das noch erleben würde, dann käme ich sofort. Aber dann führe ich gleich durch, nach Rußland. Doch gibt es kaum einen Ausweg aus der Tatsache, daß, um dem bolschewistischen Kollektivismus wirksam begegnen zu können, stets ein anderer Kollektivismus notwendig sein wird, in dem Menschen wie Du und ich ebenso wenig Luft holen können, wie in dem bolschewistischen. Typisches Beispiel ist das Land, das ich jetzt verlasse, aber auch die Entwicklung im nationalsozialistischen Deutschland. Führt eigentlich die Diktatur zum Kollektivismus oder der Kollektivismus zur Diktatur?...."

Mit diesem Brief verabschiedete ich mich von Europa, das ich bis dahin noch niemals verlassen hatte, auch im Kriege nicht. Über das europäische Rußland war ich ja nicht hinausgekommen. Am 4. Dezember begleitete Fritz Höhne mich nach Bilbao und brachte mich bis ans Schiff. Er selbst wollte nach Deutschland zurückkehren. (Ich habe ihn dreizehn Jahre später zufällig in Düsseldorf wiedergetroffen. Er war selbständiger Architekt geworden und zeigte mir in der Düsseldorfer Innenstadt einen Neubau, den er entworfen hatte.)

Das Schiff war ein amerikanischer Truppentransporter, den Argentinien gechartert hatte. Es kam direkt aus Hamburg und war voller deutscher Auswanderer, darunter auch viele junge Leute in der aufgeheizten, munteren Laune, die der Beginn eines neuen Lebensabschnitts, vielleicht sogar eines ganz neuen Lebens hervorruft. Auch an Verpflegung an Bord schien es nicht zu mangeln, denn sie warfen den bettelnden Hafenjungen an der Pier über die Reling Brötchen zu, was die Guardia civil vergeblich zu verhindern suchte. In diesem Trubel verabschiedete ich mich von Fritz, ging an Bord, zeigte meine Papiere und ließ mir meinen Platz anweisen. Kabinen gab es nicht auf diesem Schiff, nur große Schlafsäle mit zweistöckigen Betten. Die Jungen, die schon von Hamburg kamen, halfen mir, mich zurechtzufinden!

Endlich wurden die Landungsstege eingezogen, und unter dem üblichen Geheule der Schiffssirenen legten wir ab. Der Atlantik, in dessen haushohen Brandungswellen wir uns bei San Sebastian zuweilen hatten durcheinanderwirbeln lassen, trug das Schiff auf seinem Rükken davon. Die winkenden Menschen auf der Pier wurden immer kleiner. Bald konnte ich Fritz, den guten Gefährten dieses langen Jahres, nicht mehr von den anderen unterscheiden. Ein anderer Fritz, mein Vetter Don Federigo, erwartete mich drüben.

1950
Buenos Aires

Wie froh bin ich heute noch, daß ich diese erste Fahrt über den Ozean zu Schiff machen durfte, dem Wasser nahe, vom Rhythmus der gewaltigen Wellen getragen. Heutzutage fliegt man in einer Nacht hinüber, und wenn man nicht das Glück hat, an einem der kleinen Fenster zu sitzen, sieht man garnichts. Wir aber erlebten zwanzig Tage lang das wechselnde Spiel der Farben und Formen über der ungeheuren Weite, konnten dabei auf Deck an der Reling entlang wandern oder uns vorn, an der äußersten Bugspitze wie in einem Fahrstuhl auf und ab schaukeln lassen und unermüdlich das faszinierende Spiel der Delphine beobachten, ihre eleganten Sprünge von Wellenkamm zu Wellenkamm vor und neben dem Schiff.

Die Notizen von den Eindrücken dieser Reise machte ich mir bereits in der Wohnung meines Vetters in Adrogue, einem Vorort von Buenos Aires. Ich beschrieb, wie wir in Vigo, einem kleinen spanischen Hafen unmittelbar nördlich der portugiesischen Grenze, vierhundert Landarbeiter aus der Provinz Galicia aufnahmen, die mit Weib und Kind nach Südamerika auswandern wollten, wie es eng wurde an Bord, wie die meisten dieser Gallegos dann bei der Überquerung des Atlantik seekrank wurden. Warf man einen Blick in ihre Schlafsäle, dann hingen viele mit dem Oberkörper aus dem Bett, übergaben sich, solange noch etwas zum Übergeben in ihnen war, und röchelten, offensichtlich in dem Glauben, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Nur ihre nackten Säuglinge rutschten quicklebendig in der Soße herum, die den Fußboden mittlerweile bedeckte. Es war herzerfrischend, ihnen dabei zuzuschauen, zugleich ein Test, ob man selber anfällig für die Seekrankheit war. Mir blieb das erspart.

Ausführlich beschrieb ich auch unsere Äquatortaufe, die von der

argentinischen Schiffsleitung und den deutschen Passagieren gemeinsam vorbereitet und organisiert worden war. Auf einer Strickleiter war an der Außenbordwand der Meeresgott Neptun mit Begleitung und dem kennzeichnenden Dreizack aus dem Ozean heraufgestiegen, die Täuflinge waren gebührend eingeseift und rasiert, danach mit dem kräftigen Wasserstrahl aus einem Feuerlösch-Schlauch gereinigt und in ein Wasserbecken getaucht worden. Dieses Feuerlösch-Schlauchs hatte sich dann auch eine resolute kleine Frau bemächtigt, deren Tochter von einem der argentinischen Schiffsoffiziere allzu sehr bedrängt worden war, und hatte dem guten Mann buchstäblich die Uniform vom Leibe gespritzt. Zum Schluß waren dann richtige, schöne Urkunden, Taufscheine ausgestellt worden.

Von der Ankunft „am anderen Ufer" hatte ich mir notiert, daß schon lange, bevor die Küste in Sicht kam, das Meer ringsum lehmig braun verfärbt war (von dem Schlamm, den der La-Plata-Fluß mit sich führt). Bevor dann das Schiff im Hafen von Buenos Aires anlegen durfte, war erst eine Ärztekommission an Bord gekommen, die alle Passagiere ausnahmslos besonders auf eine damals sehr gefürchtete ansteckende Augenkrankheit untersucht hatte. Auch erinnerte ich mich, daß an der Hafenpier Hunderte von Angehörigen unserer Landarbeiter aus Galicia gewartet hatten, laut schluchzend und unter einem Tränenstrom, der den Wasserstand des Hafenbeckens beträchtlich erhöhen konnte. Und die Ankommenden hatten auf dieses Wiedersehensdrama in gleicher Weise reagiert.

Meinen Vetter hatte ich in der heulenden Menge an seinem fröhlichen Gesichtsausdruck erkannt. Er war der einzige, der nicht weinte. Er und seine Frau Else hatten mich sehr herzlich aufgenommen, in der Glasveranda ihres eigenen Hauses in Adrogue untergebracht, und mir am ersten Abend, dem 23. Dezember, gesagt: „Wir haben da auf dem Rasen vorm Haus seit Jahren ein kleines, verkrüppeltes Tannenbäumchen stehen, das in diesem Klima nicht leben und nicht

sterben kann. Das ist unser Weihnachtsbaum. Das Schmücken kannst Du in diesem Jahr übernehmen. Du weißt ja noch von drüben, wie das gemacht wird. Aber nimm die Kerzen nicht zu früh aus dem Kühlschrank!"

Sie hatten dann auch am Weihnachtsabend schon nach kurzer Zeit wie Schlangen von dem Bäumchen herabgehangen. Es war der heißeste Tag des Jahres, und rings aus der Nachbarschaft war ein ohrenbetäubender Lärm erklungen. Der „Heilige Abend" wird dort in einer Weise gefeiert, wie hier bei uns Silvester. Eine besondere Attraktion dabei sind kleine Heißluftballons aus Seidenpapier, unten offen, unter denen ein Schälchen mit brennendem Spiritus hängt. Sie steigen rasch auf, aber wenn der Seitenwind sie erfaßt, beginnen sie zu schaukeln, und alsbald verbrennt die Flamme den ganzen Ballon.

Eine weihnachtliche Stimmung kann bei der hochsommerlichen Hitze kaum aufkommen. Die hohe Luftfeuchtigkeit erschwert die Transpiration und damit die Möglichkeit, sich zu erfrischen. Der Name der Stadt: Santa Maria de los Buenos Aires ist nicht mißzuverstehen. Es sind nicht „gute Lüfte" gemeint, sondern günstige Winde, günstig einst für die Ausfahrt der großen Segelschiffe im transatlantischen Handelsverkehr.

Mein Vetter hatte sich auch bereits nach Arbeit für mich umgesehen. Er selbst verkaufte Stahl für die englische Firma Roberts. Mich brachte er in der Statistik-Abteilung der Firma Grafex unter, die in großem Umfang Papier aus Finnland importierte. Der Abteilungsleiter war Deutscher. Ich brauchte dort keine spanischen Sprachkenntnisse, hatte nur über die jeweils ankommenden Papiermengen der verschiedenen Sorten Buch zu führen. Das war natürlich auf die Dauer keine befriedigende Beschäftigung. Mich zog es zum Dürer-Verlag, in die Redaktion der deutschen Monatszeitschrift „Der Weg" (El Sendero), deren Probenummern mich in Spanien erreicht

und so tief erschüttert hatten. Dort würde ich endlich wieder meinem eigentlichen Beruf nachgehen und zugleich manches von dem, was ich mir inzwischen in Deutschland, Frankreich und Spanien neuerlich erarbeitet hatte, veröffentlichen können.

Doch meine erste Begegnung mit Eberhard Fritsch, damals noch im Dürer-Haus im Stadtzentrum, verlief nicht gerade ermutigend. Er war recht kurz angebunden und erklärte, sie „brauchten niemanden". Ich bot ihm an, abends, nach Arbeitsschluß bei der Grafex, als Volontär unentgeltlich mitzuarbeiten. Nur zögernd willigte er ein, aber ich hatte doch erst einmal Fuß gefaßt.

Gleich in diesen ersten Monaten des Jahres 1950 kam es dann zu einem schweren Zerwürfnis zwischen Eberhard Fritsch und dem Redakteur Hans (Juan) Maler, das mitzuerleben mir äußerst peinlich war. Es führte dazu, daß Maler aus Verlag und Redaktion ausschied. (Er hat sich 37 Jahre später in seinem zehnten Buch „Frieden, Krieg und 'Frieden' " einseitig und leider auch polemisch dazu geäußert (S. 346 f. und 349).

Inzwischen hatte sich Fritsch von meiner Eignung und Gesinnung überzeugen können und stellte mich ein. Maler hatte mich noch selbst in sehr kameradschaftlicher Weise in die Arbeit eingeführt, und ich trat an seine Stelle. Damit begann - nach der Tätigkeit bei der Nordischen Gesellschaft - der zweite Höhepunkt in meiner beruflichen Laufbahn. Mit welcher inneren Einstellung ich diese einmalige Gelegenheit wahrnahm, geht aus einem „Persönlichen Bekenntnis" hervor, das ich am 31. März für mich selbst niederschrieb:

„Es gibt für mich ein menschlich-charakterliches Idealbild. Am nächsten kommen diesem Bild Männer wie Hamsun und Ludendorff. Aber nicht wegen ihrer Einstellung zu dieser oder jener Sache, auch nicht wegen dieser oder jener Leistung oder wegen ir-

gendeines Erfolges, sondern ausschließlich wegen ihrer in allen Lebenslagen gleichbleibenden charakterlichen Grundhaltung, wegen ihres graden, sauberen Weges. Der unbedingten Wahrung dieser inneren Grundhaltung haben sie das Streben nach Erfolgen jederzeit untergeordnet, nicht umgekehrt, wie es die immer weiter um sich greifende, immer stärker dominierende Zeiteinstellung fordert. Und das scheint mir schon seit langem das wesentlichste unterscheidende Merkmal menschlicher Charaktere zu sein, wesentlicher noch als rassenseelisch vorgegebene Unterschiede, denen ich ohne weiteres den zweitwichtigsten Rang - mit Vorsprung vor allen anderen - einräume: das Streben nach Erfolg auf der einen, die Wahrung der inneren Haltung auf der anderen Seite. Zwischen diesen beiden Lebensformen gibt es auf die Dauer keine Brücke. Jeder Versuch zu einem Kompromiß muß schließlich scheitern. Denn die Entscheidung zwischen Erfolg oder Haltung fällt in den tiefsten Schichten unseres Wesens. -

Menschliche Größe, Persönlichkeit gründet sich auf die klare Entscheidung für unbedingte Wahrung der inneren Haltung, ohne Rücksicht auf Erfolg oder Mißerfolg. Aus Luthers gefühlsmäßigem „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" wird bei Männern wie Hamsun und Ludendorff ein bewußtes: „Hier stehe ich, ich **will** *nicht anders!" Das ist die einzige Lehensweise, die mir heute noch Eindruck machen kann. Und darum, weil ich so denke und fühle, erscheint es mir im Letzten unwesentlich, ob wir untergehen oder siegen. Wesentlich ist für mich nur noch, daß wir in Sieg oder Untergang ganz und gar das bleiben, was wir sind, daß wir uns selber treu bleiben. Darum kann mich auch die seit Jahren klare Erkenntnis, daß wir endgültig verspielt haben und daß nun die anderen am Ziel ihres fünftausendjährigen Strebens stehen, nur erst recht darin bestärken, unserem nordisch-germanischen Wesen Ausdruck zu geben in Wort, Schrift und Tat bis zum letzten Augenblick, die kennzeichnenden Züge nordischer Lebenshaltung in mir selber*

auskristallisieren zu lassen zu immer reinerer Klarheit und jede Begegnung mit einem Gesinnungsgenossen als ein wahres Glück zu feiern. Denn was kann es für einen Mann Beglückenderes geben als das Bewußtsein herzlicher Kameradschaft auf verlorenem Posten?

Selbstverständlich werde ich diese Einstellung, die ich für mich persönlich weder mehr ändern kann noch ändern will, nun nicht irgend jemand anderem empfehlen. Dazu war der Weg, der mich zu dieser Abklärung führte, zu schmerzlich, zu hart und zu bitter. Aber über die Perspektiven eines sogenannten „Pessimismus" oder „Optimismus" fühle ich mich damit doch hinausgehoben."

Schon vorher, Ende Januar, hatte ich von der Wohnung meines Vetters in Adrogue aus an Hans Thams in Deutschland geschrieben (und auch das gehörte wesentlich zu der Auffassung, mit der ich meine Tätigkeit im Dürer-Verlag begann):

„Wir müssen unterscheiden zwischen gestalteter Gemeinschaft und nicht gestalteter Gemeinschaft. In der gestalteten (Ehe, Sippe, Freundschaft, Gruppe) bleibt der einzelne selbständige Persönlichkeit. Sein Beitrag zur Gemeinschaft ist freiwillig und bedeutet keinen Eingriff in seinen persönlichen Frieden („Frieden" im Sinne Wilhelm Grönbechs als die innere Harmonie der Einzelpersönlichkeit), keine Verletzung des - zur Erhaltung dieses Friedens - notwendigen Abstandes. Andrerseits macht es das Wesen der gestalteten Gemeinschaft aus, daß jeder, der dazu gehört, auch zu ihrer Gestaltung beiträgt, bewußt oder unbewußt, und gleichzeitig in bestimmten Grenzen von ihr geformt wird - geformt, nicht „abgeschliffen"-, also stets im Rahmen der Erhaltung seiner „Person".

Diese Wechselwirkung hebt das Verhältnis auf jene höhere Ebene einer ganzheitlichen Schau, von der aus wir keinen Gegensatz mehr sehen zwischen Gemeinschaft und Persönlichkeit, sondern die Pola-

rität, das Spannungsfeld oder Kraftfeld, das beide umschließt. Wilhelm Grönbech nimmt diese „Einheit von Sippe und Einzelmensch" für die frühe Geschichte unserer Völker in Anspruch. Und auch wir müssen in solcher Einheit von gestalteter Gemeinschaft und einzelner Persönlichkeit wieder ein Ziel unserer bewußten Selbstformung erkennen.

Diesem Ganzen einer stets wirksamen, lebendigen Wechselwirkung stehen die auseinandergefallenen Teile, die Ergebnisse unserer alles „analysierenden" Zivilisation gegenüber: einerseits die nicht gestaltete, chaotische Masse oder auch das Kollektiv des unorganischen, abstrakt konstruierten Staates. Beide treten dem Einzelnen fortgesetzt zu nahe, verletzen unentwegt den Abstand, zerstören seinen inneren „Frieden", löschen ihn als Persönlichkeit schließlich ganz aus. Andrerseits verbeißt sich die vereinsamte Einzelpersönlichkeit so sehr in ihre Isolation, daß sie auch für keine gestaltete Gemeinschaft mehr taugt. Beide, sowohl der Massenmensch als auch der Vereinsamte haben ihr inneres Gleichgewicht verloren. Klassische Beispiele für den Letzteren sind Orest in der griechischen, Gisli in der germanischen Mythologie."

Als ich im Dürer-Verlag zu arbeiten begann, erschien dort gerade der zweite Band von Wilfried von Oven's „Mit Goebbels bis zum Ende". Der Verfasser war einer der engeren Mitarbeiter des Propagandaministers gewesen und schilderte aus eigener Anschauung den Mann und die Atmosphäre, die er um sich und seine Wirksamkeit verbreitet hatte, bis in die letzten Monate hinein. Ebenfalls in Arbeit waren die Bücher „Brennpunkt FHQ" von H. Schwarz und „Das letzte Wort über Nürnberg, Fassade und Sumpf in den Kriegsverbrecher-Prozessen" von Mark Lautern. H. Schwarz war ein Pseudonym. Der Verfasser hieß, wenn ich mich richtig erinnere, Kremer, und Eberhard Fritsch sagte mir, von diesem Mann würde kein weiteres Buch mehr zu erwarten sein. Der „Brennpunkt" beschrieb span-

nungsgeladen und sehr engagiert die Verhältnisse und Ereignisse im und um das Führerhauptquartier. Besonders packend war darin die Würdigung der französischen Waffen-SS-Männer, die das Umfeld des Führerbunkers buchstäblich bis zum letzten Mann verteidigt hatten. Das Buch bleibt kriegsgeschichtlich bedeutsam und hat infolge der kleinen Auflage Seltenheitswert. Die Arbeit von Mark Lautern brachten wir als Sonderheft unserer Zeitschrift „Der Weg" (El Sendero) heraus. Sie schilderte - ebenfalls aus nächster eigener Anschauung - den absolut würdelosen und korrupten Hintergrund der berühmten Internationalen Militargerichts-(IMT)-Prozesse in Nürnberg, die ganze widerliche und gerade deswegen so kennzeichnende Atmosphäre, vor der sich dieser Schauprozeß abspielte.

Im Sommer 1950 kam dann mein ehemaliger Chef bei der Nordischen Gesellschaft in Lübeck, Hans Jürgen Krüger, mit seiner Frau und fünf Kindern in Buenos Aires an. Er hatte die Haft, zu der ihn die englische Besatzungsmacht verurteilt hatte, dazu genutzt, das Tischlerhandwerk zu erlernen, und ließ auch einige auswanderungswillige deutsche Tischler nachkommen. Mit ihnen machte er eine Werkstatt für die Rahmengestelle von Kühlschränken in Buenos Aires auf. Mein Vetter Fritz vermittelte ihm und seiner Familie außerhalb von Adrogue eine Wohnung mit großem Grundstück, ganz im Grünen gelegen, die „Quinta Blanquita". Dort zog auch ich gleich mit ein, bekam ein großes Zimmer für mich, in das Krüger mir einen wertvollen Diplomatenschreibtisch stellte. Den hatte er aus Deutschland im Umzugsgut mitgebracht. Das prachtvolle Möbel stammte, wie er mir sagte, aus der Reichsbauernführung in Goslar. Daran ließ sich bei offenem Fenster, vor dem ein umfangreicher Mandarinenstrauch stand, vorzüglich arbeiten.

Krüger fand sich in Buenos Aires und den argentinischen Wirtschaftsverhältnissen erstaunlich gut zurecht. Teils durch ihn, teils durch die Stammkundschaft des Dürerhauses, in dem der Verlag zunächst

noch untergebracht war, bekam ich Kontakt zu einigen wohlhabenden deutschen Familien in der Stadt. Zum Teil hatten sie sich bereits zum zweiten oder dritten mal zum Wohlstand emporgearbeitet, nachdem sie zwischendurch auf den Nullpunkt zurückgeworfen worden waren. In diesen Häusern wurde reihum zu Leseabenden deutscher Literatur eingeladen. Manchmal lasen wir sogar mit verteilten Rollen, so zum Beispiel eine sehr gute deutsche Übersetzung von Bernhard Shaws „Kaiser von Amerika". Dabei bereitete mir die herrliche Satire im Gespräch des britischen Königs mit dem Gewerkschaftsführer besonderes Vergnügen. Leider arteten diese Leseabende mehr und mehr zu Gelagen aus, da jeder Gastgeber den anderen an kulinarischem Angebot zu übertrumpfen suchte. Vor lauter Schlemmerei blieb immer weniger Zeit zum Lesen.

Ganz anderer Art war eine Begegnung, die für mein weiteres persönliches Leben wesentliche Bedeutung gewann. Bei einem Spaziergang Sonntag morgens durch Adrogue kam ich an einem verwilderten Vorgarten vorbei, aus dessen dichtem Buschwerk eine schlanke Palme emporragte. Und hoch oben, zwischen den Blattwedeln dieser Palme wiegten sich - ich traute meinen Augen nicht - zwei große hellblonde Jungen mit schmalen Gesichtern, bekleidet mit etwas, das es in Argentinien einfach nicht geben konnte, mit kurzen Lederhosen. Ich dachte, ich träume. Es ließ mir keine Ruhe.

Tags darauf faßte ich mir ein Herz, drang in den Vorgarten ein und gelangte auf einem schmalen Trampelpfad zu den Resten eines halb abgerissenen oder verfallenen Hauses, in dem nur das Parterre noch bewohnbar war. Dort wohnte der baltendeutsche Architekt und Ingenieur Schröppe aus Reval. Seine Frau und drei Söhne waren erst vor kurzem aus Darmstadt gekommen, wo sie die Heimkehr des mittleren Sohnes, Winfried, aus russischer Gefangenschaft abgewartet hatten. Da sich herausstellte, daß im Hause Schröppe unsere Zeitsschrift „Der Weg" regelmäßig gelesen wurde, war sofort ein

Kontakt da und entwickelte sich rasch zu einer engen Freundschaft. Sie hat sich in den vierzig Jahren seitdem schon auf die vierte Schröppe-Generation ausgedehnt.

Winfried war als siebzehnjähriger zur WaffenSS eingerückt und unmittelbar darauf in Gefangenschaft geraten, aus der er erst nach fünf grausamen Jahren zurückkam. Sein jüngerer Bruder Benhorst war als fünfzehnjähriger Adolf-Hitler-Schüler noch an den letzten Abwehrkämpfen in Pommern beteiligt gewesen. Beide interessierten sich nun lebhaft für meine Verlags- und Redaktionstätigkeit.

Das Juliheft von „Der Weg" (1950) war das erste, für das ich die volle Verantwortung trug. Sein Inhalt war mehr kulturell als politisch bestimmt. Es begann mit einem Beitrag zum 200. Todestag Bachs, einer Würdigung des siebenbürgerdeutschen Dichters Heinrich Zillich sowie des Malers und Lyrikers Magnus Weidemann („Landschafter des Nordens"). Als Kontrapunkt dazu brachte ich einen reich bebilderten Aufsatz über die prachtvollen hölzernen Indianer-Skulpturen der bolivianischen Bildhauerin Marina Nuñez del Prado. Der 15. Fortsetzung der Serie „Die 1000 Gesichter Ibero-Amerikas" von Carl Freiherrn von Merck stand eine richtigstellende Lebensbeschreibung des großen Norwegers Vidkun Quisling, des engsten Mitarbeiters Frithjof Nansens, späteren Kriegsministers und schließlich Ministerpräsidenten während der deutschen Besetzung gegenüber. Sie enthielt auch eine wohl abgewogene Kritik an der deutschen Besetzungspolitik.

Auch meine eigene Arbeit über die kulturgeschichtliche Bedeutung der deutschen Jugendbewegung erschien in diesem Juliheft unter dem Titel „Mit uns zieht die neue Zeit". Ein gründlicher Beitrag über die Geschichte Rumäniens, eine ebenso grundlegende Erörterung der Rolle des Geldes im sozialen Leben, mehrere kleine Erzählungen und schließlich die wahrhaft erdumspannende Spalte „Das Weltgesche-

hen" rundeten das Ganze ab. Sehr vieles von diesem Material konnte ich noch dem Fundus entnehmen, den mir Juan Maler hinterlassen hatte.

Im August erging an die Mitarbeiter in Deutschland und Argentinien folgendes Rundschreiben:



der Weg

Lektorat

Maßstäbe für die Auswahl unserer Manuskripte:

Mit Rücksicht auf die Zeit unserer schwer arbeitenden Leser ist größtmögliche Konzentration des Stoffes geboten!

Tagespolitik:

Beschränkung der kritischen und aggressiven Abhandlungen auf wenige, lebensentscheidende Fälle, in denen ein überwältigendes Beweismaterial vorliegt. Sonst Verzicht! Peinliche Vermeidung von Sticheleien und Verdächtigungen. Weltoffenheit!

Literarische und geistig-grundsätzliche Beiträge:

Abstimmung des gesamten veröffentlichten Materials auf eine Blickwendung des Menschen nach innen, in sein eigentliches, biologisch gegebenes Wesen hinein. Stets wiederholter Aufruf, nach innen zu horchen und sich von den Stimmen der Umwelt weitgehend unabhängig zu machen.

Erziehung:

Immer erneute Kennzeichnung der Stimmen der Umwelt als gefährlicher Feinde, die den Menschen von sich selbst ablenken, sich selbst entfremden und fremdemWillen unterwerfen. Aufruf des einzelnen zur intensiven Arbeit an sich selbst mit dem Ziel, durch vielseitige, aber immer selbstschöpferische Tätigkeit zu einer möglichst vollkommenen Harmonie aller seiner Wesenskräfte zu gelangen.

Berufsfragen:

Auffassung jeglicher Beschäftigung nicht in erster Linie als Broterwerb, auch nicht in erster Linie als Dienst an irgendeiner Gemeinschaft, sondern vor allem als Mittel zur eigenen inneren Vervollkommnung!

Geschichte, Soziologie, Politische Konzeptionen:

Bejahung und Betonung der biologischen Gemeinschaften: Familie, Sippe, Stamm sowie der durch Völker, Staaten und Nationen quer sich hindurchziehenden Gemeinschaften gleichen Blutes und darüber hinaus der Gemeinschaft allen Lebens, also des Alls. Dagegen wachsame Skepsis gegenüber allen historisch gewordenen, durch Umwelteinflüsse entstandenen Gemeinschaften wie Volk, Staat, Nation, Kollektiv. Endgültige Überwindung ihrer Grenzen, aber nicht zu Gunsten der „Mensehheit", die real nicht existiert, sondern zu Gunsten der größeren Bluts- und Wesensgemeinsehaft und zu Gunsten einer artbewußten Lebendigkeit.

Philosophie, Religion:

Ehrfürchtige Anerkennung des obersten Lebensgesetzes der Man-

nigfaltigkeit, die aus der All-Einheit entspringt und wieder in die All-Einheit einmündet. Gleichsetzung dieser All-Einheit mit Gott, so daß Gott als biologische Gegebenheit, als reale Wirklichkeit erkennbar wird.

Buenos Aires, 11. August 1950.
Dieter Vollmer
(Lektor)

Die Grundhaltung und Gesinnung, die sich in diesen Maßstäben ausdrückt, darf man wohl ohne Überheblichkeit als das Zeugnis einer ausgereiften Weltanschauung bezeichnen. Insofern stellt das hier wiedergegebene Lektoratsrundschreiben an die Mitarbeiter aus dem Jahr 1950 im wahrsten und ursprünglichen Sinne des Wortes eine „Ur-Kunde" dar. Und in dieser Grundhaltung waren Eberhard Fritsch und ich uns durchaus einig. Sonst hätte das Rundschreiben so nicht herausgehen können. Nach solchen Gesichtspunkten und mit derartigen Ansprüchen setzten wir in den folgenden Jahren unsere Arbeit fort, wobei ich mehr und mehr in die Position des Stellvertreters hineinwuchs. Fritsch war häufig auf ausgedehnten Reisen, meist in Brasilien, um in den wohlhabenden deutschen Siedlungen dort Mittel für unsere Verlagsarbeit einzuwerben. Auch krankheitshalber war er längere Zeit abwesend, so daß ich eigenverantwortlich handeln mußte, was die Redaktion anbetraf.

Der Übergang von der Planung und Gestaltung einer anspruchsvollen Zeitschrift zum Buchlektorat, das heißt zur Prüfung und Bearbeitung von Buchmanuskripten, ist fließend. Auch in der technischen Herstellung ergaben sich zu Zeiten des Bleisatzes keine nennenswerten Unterschiede oder Schwierigkeiten. Unsere Buchproduktion im Jahre 1950 habe ich schon erwähnt. In der Zeitschrift war die Themenvielfalt so groß, das Gebiet unseres wachen Inter-

esses so breit gefächert, die Erörterung so tiefgründig, daß ich hier unmöglich auch nur einen flüchtigen Eindruck davon vermitteln könnte. Nur ein paar Dinge, die mich persönlich besonders stark beschäftigten, seien herausgegriffen. Das bedeutete ja für mich das Glück dieser Jahre in Argentinien, daß sich - ähnlich wie vor dem Krieg bei der Nordischen Gesellschaft in Lübeck - berufliche Aufgabe und persönliche Interessen so weitgehend deckten, daß ich Dinge, die ich für wesentlich hielt, unzensiert den deutschen Lesern des „Weg" in allen Erdteilen unterbreiten konnte.

So trat ich im Augustheft 1950 der leichtfertigen Verwechslung von Russen und Bolschewisten und dem Schlagwort von den „asiatischen Horden" entgegen, erinnerte an die deutsche Herkunft der Verfasser des Kommunistischen Manifests, Marx und Engels, an ihre philosophischen Wegbereiter Hegel und Feuerbach, ebenfalls deutscher Abstammung, und an das treffende Wort Moeller van den Bruck's: „Proletarier ist, wer Proletarier sein will." Eigentlich ist es ein Verzicht, ein Verzicht nämlich auf die fortgesetzte Willensanstrengung, sich durch eigene Leistung, eigenes Lernen aus dem Proletariertum emporzuarbeiten, anstatt alle Hoffnung auf eine Weltrevolution zu setzen, die ja den einzelnen auch nicht aus seinem Elend erheben könnte.

Zweck und Ziel der marxistischen Agitation war es, dem einzelnen Arbeiter zu suggerieren, daß er aus eigener Kraft weder sich selbst noch Kinder und Enkel aus der Lohnsklaverei befreien könne, und damit den natürlichen Selbstbehauptungswillen und Durchsetzungstrieb in ihm zu blockieren. Nur so ließ sich eine verzweifelte Masse den internationalen Zielen dienstbar machen. Und dieses Programm stammte ursprünglich gewiß nicht aus Rußland oder gar Asien.

In demselben Augustheft brachten wir einen anspruchsvollen Artikel von Prof. Herbert Cysarz zum 50. Todestag Friedrich Nietzsches,

ganzseitig illustriert durch den einzigartigen Kopf der „Galathea" von Fritz Klimsch, und den ausführlichen Tatsachenbericht eines Mannes, der die letzten Wochen des April 1945 im Bunker unter der Berliner Reichskanzlei mit allen dramatischen Einzelheiten miterlebt hatte. Der Bericht enthält auch den Wortlaut des Abschiedsbriefes von Frau Magda Goebbels an ihren Sohn aus erster Ehe, den späteren Großindustriellen Harald Quandt, in dem sie ihm die Gründe für ihren Freitod und den Tod der Goebbels-Kinder verständlich zu machen sucht.

Unter den nicht-deutschen Besuchern, die zu uns in Verlag und Redaktion kamen, war ein häufiger Gast und interessanter Gesprächspartner der Adjutant des Generals Holmston. Dieser hatte 1944 im Nordabschnitt der Ostfront eine Division russischer Freiwilliger geführt, die auf deutscher Seite kämpfte. Im Unterschied zu Wlassow war es Holmston gelungen, einen großen Teil seines Offiziers- und Unteroffizierskorps dem sowjetischen Zugriff bei Kriegsende zu entziehen und auf Umwegen nach Argentinien zu verschiffen.

Kern der wiederholten Gespräche mit Holmstons Adjutanten, einem Russen mit deutlichem tatarischem Einschlag, war eine zukünftige deutsche Rußlandpolitik nach Wiederherstellung der deutschen Souveränität. Unermüdlich warnte er vor der Tendenz, Großrußland (in den Grenzen von 1917) zerschlagen und in seine verschiedenen Nationalitäten auflösen zu wollen. Mit einer solchen Politik würden wir die Antikommunisten ganz Rußlands geschlossen gegen uns haben. Beim damaligen Stand der Dinge mochte das zutreffen. Die Entwicklung dreieinhalb Jahrzehnte später hat ihm Unrecht gegeben. Die Auflösung ist in vollem Gange.

Was uns damals politisch besonders erregte, waren die Pläne zu einer Wiederbewaffnung Westdeutschlands, zur Aufstellung einer

westdeutschen Armee und zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Zu diesem Zeitpunkt wurden ja überall noch deutsche Soldaten in Gefangenschaft gehalten, zum Teil in Todeszellen in Erwartung ihrer Erhängung. Unter solchen Umständen sollten nun die Neunzehnjährigen, die als Kinder hatten helfen müssen, die zerfetzten Toten aus den Bombentrümmern zu bergen, wieder auf die Kasernenhöfe einrücken und zum Kampf gegen ihre ostdeutschen Altersgenossen ausgebildet werden.

Kein geringerer als Oberst Hans Ulrich Rudel, Träger der höchsten Tapferkeitsauszeichnung, die jemals verliehen wurde, und die er sich als Sturzkampfflieger unter unvorstellbaren Bedingungen verdient hatte, machte sich zum Sprecher unserer leidenschaftlichen Empörung über diese nur allzu durchsichtige Zumutung. Er schrieb im Oktoberheft des „Weg" unter dem Titel „Retten wir die Substanz" unter anderem:

„Die uns zugedachte Rolle muß uns daher völlig klar sein. Deutschland soll wieder Schlachtfeld werden, und dem Eifer, mit dem Acheson in New York seinen englischen und französischen Kollegen zu einer Aufstellung deutscher Divisionen zu überreden suchte, liegt der einfache Gedanke zu Grunde, daß man auf diese Weise die bisher durchaus unbefriedigende Zerstörung der deutschen Substanz im Sinne des Morgenthau-Planes am wirkungsvollsten vollenden könne. Die restliche junge Mannschaft des deutschen Volkes soll - West gegen Ost - UN-Divisionen gegen Volkspolizei - aufgerieben werden.

Für uns kann oberstes Gesetz heute nur die Erhaltung, die Rettung der deutschen Substanz sein. Ein Kampf ohne Aussicht auf Erfolg wäre in unserer heutigen Lage ein Verbrechen an unseren Menschen. Wir haben sie mit anderen Mitteln zu schützen! Nicht aus Angst, sondern um der Zukunft willen haben wir alles zu tun, um

uns zu erhalten. Nicht in eine Kaserne der UN gehört heute der junge deutsche Mann, sondern zu den Seinen. Mit nie erlahmender Erfindergabe und unter Einsatz seiner ganzen Kraft behüte er sie und leite sie so schadlos wie möglich durch alle Gefahren der kommenden Zeit. Enge Freundschaft mit anderen treuen, zuverlässigen Menschen und ihrer Art und fester Zusammenhalt in den Familien, das ist die einzige Möglichkeit, dem Vernichtungswillen von West und Ost zu begegnen. Jede Organisation ist dabei zu vermeiden. Denn jede Organisation wird früher oder später zum Instrument des Feindes! Nicht deutsche Divisionen, in denen der Rest der deutschen Mannschaft für fremde Interessen verbluten soll, und nicht Parteien und Organisationen, die ebenfalls fremder Kontrolle unterworfen und fremden Interessen dienstbar sind, können uns helfen!

Helfen kann nur noch der Freund, der Bruder, die Schwester ! Bemühen wir uns darum um die persönlichen Verbindungen zu den Unsern! Lassen wir uns aus ihrem Kreise nicht mehr herausreißen, um irgendwo „erfaßt" und mißbraucht zu werden, sondern leben wir mit ihnen und retten sie in eine Zukunft hinein, die wieder uns gehört!"

Mit diesem - hier nur auszugsweise wiedergegebenen - Artikel begann meine Lektorentätigkeit speziell für Hans Ulrich Rudel, die drei Jahre später in Villa Carlos Paz bei Cordoba in täglicher gemeinsamer Arbeit am zweiten Teil seines berühmten Buches „Trotzdem" („Zwischen Deutschland und Argentinien") gipfelte. (Bei einem Besuch Rudels bei Erwin Guido Kolbenheyer fand sie dessen sprachliche Würdigung.)

Im Kulturteil desselben Wegheftes X/1950 ehrten wir Knut Hamsun anläßlich seines 91. Geburtstages mit einem ganzseitigen Foto, das ihn und Frau Marie Hamsun vor der Haustür von Nörholm zeigt,



und mit den unübertrefflich passenden Versen Theodor Fontanes:

Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben
Was dich in Wahrheit hebt und hält
Muß in dir selber leben.

Wenn's deinem Innersten gebricht
An echten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt dir Beifall spricht,
Ist all dir wenig nütze.

Das flüchtge Lob, des Tages Ruhm
Magst du dem Eitlen gönnen;
Das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können.

Viel Freude bereitete die reich bebilderte Würdigung der faszinierenden Klinkerarchitektur des großen norddeutschen Baumeisters Fritz Höger an Hand des berühmten Chilehauses und des Sprinkenhofs in Hamburg, des Pressehauses in Hannover, des Rathauses von Wilhelmshaven-Rüstringen. Dabei konnte ich wieder einmal die Möglichkeiten der Fotomontage voll auskosten und zugleich dem Neoklassizismus von Troost und Speer einerseits, dem Funktionalismus der Bauhausschule andrerseits Högers moderne Umsetzung der norddeutschen Backsteingotik entgegenhalten. Vorangestellt, als Beispiel und Kennzeichen der reinen Klassik, gab - ganzseitig - der Kopf des Apollon vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia dem

ganzen Heft das Gesicht. In dieser Weise endlich wieder frei, nach eigenen Vorstellungen gestalten zu dürfen, das war ein Geschenk, für das ich tiefe Dankbarkeit empfand.

Doch stand diesem dankbaren Glücksgefühl das andere Empfinden entgegen, jene ständige Mahnung, die mich seit 1945 quälte, daß ich den Krieg nicht hätte überleben dürfen. Und nun, im Leitartikel des dem Totengedenken gewidmeten Novemberhefts unter der Überschrift „Und setzet ihr nicht das Leben ein...", neben einem Großfoto von der zerschossenen Gruft der Preußenkönige in der Potsdamer Ganisonkirche, versuchte ich mich in rückhaltloser Selbstkritik von dieser Qual zu befreien . Der Aufsatz begann:

„Fünf Jahre nach dem zweiten Weltkrieg scheint es an der Zeit, sich darüber klar zu werden, was wir mit diesem Krieg verloren haben, und was es bedeutet, ihn überlebt zu haben. Nachdem auch diesmal wieder, wie schon 1919, alle mit der Beendigung des Krieges verbundenen Hoffnungen trogen, wird die Stimme des Gewissens laut und fordert Rechenschaft: Durften wir übrig bleiben, da Hunderttausende bewußt und Millionen unbewußt sterbend den Untergang unserer Welt besiegelten?..."

Und er schloß:

„Darum laßt uns nun wenigstens versuchen, dieses, unser gemeinsames Schicksal mit Anstand zu tragen, da wir schon einmal das Gesicht verloren haben! Helfen wir uns gegenseitig, dieses Schattendasein mit dem Rest von Haltung, der uns noch verblieben ist, zu bestehen. Wer vor sich selbst zur letzten unerbittlichen Offenheit bereit ist, keinerlei Ausflüchte mehr gebraucht, hinfort nicht mehr teilnimmt am haltlosen, hemmungslosen Tanz um das goldene Kalb des Erfolges, der kann wohl in einem unsichtbaren Ring der gänzlich Vereinsamten vor einen letzten unsichtbaren Altar hintreten,

der den untergegangenen Kulturen von Olympia, Burgund oder Nidaros errichtet ist, und kann diesen Altar in sich aufnehmen und im still und reif gewordenen Herzen tragen bis zu seinem zweiten, endgültigen Tode. Vielleicht wird ihm dann die Gnade zuteil, das verlorene Antlitz auf dem tiefsten Grunde seines Wesens noch einmal wiederzufinden. Und wenn es auch nicht mehr das leuchtende Antlitz des Apoll sein kann, und nicht mehr das des strahlenden Siegfried, so doch vielleicht das des getreuen Ekkehardt."

UND SETZET IHR NICHT DAS LEBEN EIN,
NIE WIRD EUCH DAS LEBEN G E W O N N E N SEIN!

Friedrich Schiller
(in Wallensteins Lager)

Großstadtleben

Die Stadt Buenos Aires bedeckt eine Grundfläche von der Größe einer deutschen Provinz, die Provinz Buenos Aires von der eines Landes. Um von Adrogue in die Innenstadt, die City zu gelangen, mußte ich täglich, wenn nicht zufällig mein Vetter mich in seinem Wagen mitnahm, zuerst mit einem Kleinbus zum Bahnhof Adrogue, dann mit dem Zug zum südlichsten der Vorortsbahnhöfe und schließlich mit der U-Bahn in den eigentlichen Stadtkern fahren. Dort, in den U-Bahnstationen, brachten Rolltreppen die Massen der kleinen Büroangestellten aufwärts ans Tageslicht. Hans Jürgen Krüger, mein ehemaliger Chef in Lübeck, und ich verweilten manchmal am oberen Ende der Treppe und studierten mit wachsendem Vergnügen die emporschwebenden Gesichter.

Der Rassenpsychologe Ludwig Ferdinand Clauß hat ja die mediterrane oder westische Rasse als „Darstellungstyp" bezeichnet, der gewissermaßen ständig auf einer Bühne zu stehen meint und glaubt, seinen Mitmenschen eine Rolle vorspielen zu müssen. Und wenn er sich beobachtet glaubt, wie bei diesem erzwungenen Aufenthalt auf den Stufen, ganz besonders. Der Ausdruck auf den Gesichtern, die da allmorgendlich vor uns emporstiegen, war der betonter Wichtigkeit und abweisender Würde. Wir nannten ihn das „Rolltreppengesicht", und dieser Ausdruck wurde bei den Schröppes und uns bald zum geflügelten Wort für das Gehabe der Buonarenser, die ja zumeist spanischer oder italienischer Abstammung waren.

Das konnte man besonders deutlich erleben, wenn im Teatro Colon unmittelbar aus Spanien kommende Nationaltanzgruppen gastierten und in farbenprächtiger Tracht ihre feurigen Zabatteotänze zur Gitarrenbegleitung vorführten. Dann sprangen hörbare Funken von den Rängen zur Bühne und von der Bühne wieder zurück ins weite Rund

des Theaters, das vor knisternder Spannung bebte. Bei solchen Gelegenheiten durchbrach das angeborene Temperament die sonst zur Schau getragene Maske, das „Rolltreppengesicht" der großen und kleinen business-men.

Von gelegentlichen Putschen und Revolten meuternder Offiziere der Armee, Luftwaffe oder Marine, denen der alltägliche Garnisonbetrieb zu langweilig wurde, bekamen wir im Dürer- Haus wenig mit, selbst wenn sie sich nur ein paar Straßenecken weiter ereigneten. So traf zum Beispiel eine Fliegerbombe, die eigentlich der Casa rosada, dem Sitz des Präsidenten Peron zugedacht war, anstattdessen einen voll besetzten Autobus auf dem Platz davor. Weder von dem Fahrzeug noch von seinen Insassen waren nennenswerte Teile aufzufinden. Peron selbst ließ sich von solchen Zwischenfällen damals (1950) noch wenig anfechten. Er saß noch sicher im Sattel und wurde der Lage bei ähnlichen Gelegenheiten ohne weiteres Herr. Daran, daß wir ungestört unsere Arbeit tun konnten, erkannten wir seine unsichtbar schützende Hand. Besonders Oberst Rudel hatte bei ihm einen Stein im Brett. Das war ein Mann nach seinem soldatischen Herzen, von dem er sich gerne über dessen vielseitige sportliche Unternehmungen und Expeditionen berichten ließ.

Während dieser ersten Regierungsperiode Perons hatte Argentinien eine für südamerikanische Verhältnisse relativ ruhige Aufbauphase und versuchte, sich aus der finanzpolitischen Umklammerung Nordamerikas zu lösen. Das wurde natürlich in New York und Washington übel vermerkt. Als der US-Botschafter deswegen wiederholt beim Präsidenten vorstellig wurde und dabei immer anmaßender auftrat, warf Peron ihn eines Tages eine kleine Treppe hinunter, die aus dem Arbeitszimmer des Präsidenten in der Casa Rosada unmittelbar auf die Straße führte. Gleichzeitig zwang Perons Frau Evita als Sozialministerin die amerikanischen Firmen in Argentinien, wie zum Beispiel Bemberg, durch überhöhte Sozialabgaben in den

Konkurs. Auf die Dauer mußte bei einer solchen Politik Argentinien natürlich den Kürzeren ziehen. Die Finanzdiktatur der Wallstreet war schon lange nicht mehr abzuschütteln.

In unserer Zeitschrift „Der Weg" besprach ich damals das neue Buch von Hans Grimm, Die Erzbischofsschrift (an den Erzbischof von Canterbury gerichtet) und zitierte daraus den Abschnitt, in dem Grimm seinerseits Erwin Guido Kolbenheyer zitiert hatte. Beide stimmten darin überein, daß ein auf den Staat bezogener Nationalismus das Überleben der weißen Rasse nicht mehr gewährleisten könne, sondern daß eine Besinnung der europäischen Völker auf ihre biologische Gemeinsamkeit unumgänglich sei. Kolbenheyer:

„...Auch für den Nationalsozialismuss bestehen keine Zweifel darüber, daß ein Europa den Bestand der weißen Rasse nur dann zu sichern und durchzusetzen vermag, wenn ein übervölkischer Lebenszusammenhang gefunden ist."

Damit war ein Zusammenwirken der Völker Europas gemeint, nicht ein Schmelztigel nach dem Vorbild der USA und keine „One World"! Die Frage ist heute, fast ein halbes Jahrhundert später, immer noch ungelöst, das Ringen um die künftige Gestalt Europas immer noch ohne Ergebnis geblieben.

Einen würdigen Abschluß dieses Jahres 1950 meines ersten Argentinien-Jahres, bildete die Arbeit am Weihnachtsheft. Es wurde in der Vielseitigkeit, aber auch in der Aktualität, im Niveau seiner Beiträge zu einem echten Höhepunkt. Meinen Leitartikel „Amor dei" nahm ich später als zweiten Beitrag in das Sammelbändchen „Vom Wesenhaften" auf. Er handelte von der Geborgenheit im All und war bebildert mit Köpfen aus den Reliefs am Westremter des Naumburger Domes.. Darauf folgte ein Aufsatz des Schweizer Brückenbauers, Physikers und Religionsphilosophen Otto Brühlmann, der das ei-

gentliche Wesen des Lichts - weit über dessen optische Verhaltensweisen hinaus - zu ergründen suchte, das Sehen zu den kennzeichnenden Eigenschaften des Lichtes zählte, sowie Licht und Kraft, Schauen und Drängen, Gestalt und Gewalt als die beiden treibenden Pole allen Geschehens bezeichnete. Und das in leidenschaftlicher Auseinandersetzung mit Einsteins Relativitätstheorie.

Die Kunstseiten des Heftes widmete ich dem in Buenos Aires lebenden deutschen Maler und Graphiker Ernst Zapf und seiner von tiefer Naturfrömmigkeit durchdrungenen Darstellung von Blättern und Bäumen. Ein Besuch im Atelier des damals bereits 87jährigen war mir zu einem starken inneren Erlebnis geworden, und so legte ich in die textliche Würdigung seines Gesamtwerks alles hinein, was mir an Ausdrucksmöglichkeiten zu Gebote stand.

Den außenpolitischen Teil dieser Dezemberfolge konnte ich mit aktuellen Fotos direkt aus Indochina beleben. Ein Freund, den das Nachkriegsschicksal in die französische Fremdenlegion verschlagen hatte, sandte mir in mehreren Folgen Bilder und Berichte von den verlustreichen Kämpfen dort, in denen so viele junge Deutsche - fünf Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs - ihr Leben ließen..

Sollte das auch das Schicksal der Jugend im restlichen Deutschland werden? Wir hatten drei Monate zuvor eine Umfrage an unsere auslandsdeutschen Leser in allen Erdteilen gerichtet und konnten nun, im Weihnachtsheft, das Ergebnis mitteilen. Ausnahmslos alle Einsender der Flut von Zuschriften, die wir erhalten hatten, erklärten sich zu kompromißlosen Gegnern des Bolschewismus. Aber 97,4 % lehnten eine Beteiligung deutscher Soldaten an einem erneuten Kampf gegen die Sowjetunion unter dem Befehl der Vereinten Nationen ab. Und 91 % befürworteten eine strenge Neutralität des deutschen Volkes in einem solchen Krieg. Das war die Lehre, die die Deutschen in aller Welt aus dem Verhalten der Westmächte gezogen

hatten. Sie durchschauten den „kalten Krieg" Trumans und seiner Berater.

Unser Verlagsleiter und Hauptschriftleiter Eberhard Fritsch schrieb eine glänzende, grundlegende Beurteilung dieser Zusammenhänge und rief zu einem neuen Bund der starken Herzen, zu einer Kameradschaft der Schicksalsgefährten auf. Erwin Guido Kolbenheyer richtete einen Aufruf besonders an die Führer der Jugend, und Hans Ulrich Rudel ermunterte, ermahnte zur sportlichen Ertüchtigung anstatt einer neuen Wehrpflicht, die er unter den damals gegebenen Umständen im geteilten Deutschland konsequent ablehnte. Seinen Beitrag, der auch ein Weckruf an die natürliche Körperfreude war, umrahmte ich mit zwei Skulpturen von Georg Kolbe, einer Frau und einem Mann, die an sich schon überzeugend wirkten und Rudels Ermutigung anschaulich bekräftigen konnten.

Wenn ich mich in dieses Heft heute, nach mehr als vier Jahrzehnten, wieder vertiefe, will es mir wie der Gipfel meiner beruflichen Entwicklung als Zeitschriftenredakteur erscheinen und - als unglaublich aktuell.

Das Weihnachtsfest - mein zweites in Argentinien - und den Jahresabschluß konnte ich in dreifacher menschlicher Geborgenheit feiern, im Kreise der Familie Krüger in der Quinta Blanquita mit der sehr lebendigen Kinderschar, bei Schröppes, die mir zu guten Freunden geworden waren, und nicht zuletzt bei meinem Vetter Fritz - Don Federigo - und seiner lebhaft fürsorglichen Frau Else. So war ich beruflich wie persönlich, privatim glücklich ausgefüllt und zufrieden. Heimweh konnte gar nicht erst aufkommen. Aber das hatte ich ja auch in dem harten Jahr zuvor in Spanien nie empfunden.

1951

Die bedeutsamste Begegnung im Jahre 1951 war die mit Professor Johannes von Leers von der Hochschule für Politik in Berlin. Ich erinnere mich noch deutlich, wie Eberhard Fritsch und ich ihn im Hafen von Buenos Aires vom Schiff abholten. Er stand oben an der Reling im Trenchcoat, eine kleine schwarze Baskenmütze auf dem Kopf, erkannte uns sogleich und winkte uns lebhaft zu.

Leers hatte die Jahre der Internierung in einem Lager der Besatzungsmächte gesundheitlich leidlich gut überstanden und war voller Tatendrang. Er verfügte über ein ungewöhnliches Wissen auf zahlreichen Gebieten, war in der Frühgeschichte ebenso zuhause wie in der gegenwärtigen und beherrschte sechs oder sieben Sprachen, einschließlich der Reste des Indogermanischen und des Arabischen. Seine Mitarbeit war für unsere Redaktion von unschätzbarem Wert. Er schrieb seine Beiträge unter verschiedenen Pseudonymen, meist unter dem Namen Euler, wie denn auch die Eule sein persönliches Wahrzeichen war. Die zwei Jahre, die ich Schreibtisch an Schreibtisch mit ihm arbeiten durfte, aus diesem ständig sprudelnden Wissensquell schöpfen durfte, bedeuteten ein Geschenk, das mir noch ein viertel Jahrhundert später bei der Arbeit an meinem sechsbändigen „Politischen Geschehen des XX. Jahrhunderts" (K.W.-Schütz-Verlag) zugute kommen sollte. Es ging dabei auch und gerade um das Hintergrundgeschehen, das in der offiziellen Geschichtsdarstellung peinlich ausgespart wird, um das oft entscheidende Wirken der geheimen Gesellschaften im Verein mit der internationalen Hochfinanz. Das war (und ist) eine äußerst vielschichtige Materie, in die bereits mein Vorgänger, Juan Maler, umfassend und gründlich eingestiegen war. Prof. von Leers, alias Euler, erwies sich auch darin als ein wahrhaft Kundiger.

Erstaunlich rasch arbeitete sich in diese komplizierten Zusammenhänge auch der junge Erwin Neubert ein, der - als Spätheimkehrer aus sowjetischer Gefangenschaft - gerade erst herübergekommen war und eine echte Bereicherung unseres Redaktionsstabes darstellte. Er beherrschte bald die vielfältigen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den maßgebenden New Yorker Bankhäusern und Pressedynastien so gut, daß er sie aus dem Kopf hersagen konnte. Die Kollegen von der Redaktion der „Freien Presse" und des „Argentinischen Tageblatts" in Buenos Aires (der beiden deutschsprachigen Tageszeitungen) zogen ihn gelegentlich damit auf, die der „Freien Presse", weil sie die Bedeutung nicht begriffen die des „Tageblatts" (Chefredakteur Aleman), weil sie sie nur zu gut kannten.

Neubert las täglich den „Congressional Record", auf den wir abonniert waren, die Tag für Tag veröffentlichten Sitzungsprotokolle sowohl des Senats der USA als auch des Abgeordnetenhauses mit dem vollständigen Wortlaut aller dort gehaltenen Reden. Fand er darin etwas, das für uns von Bedeutung schien, machte er von Leers darauf aufmerksam, der es dann entsprechend einzuordnen und auszuwerten wußte. Außerdem informierten wir uns an Hand der in den USA erscheinenden Zeitschrift „Common sense", die aus christlicher Sicht die nichtchristlichen Hintergründe der amerikanischen Innen- und Außenpolitik enthüllte, insbesondere die Begünstigung und Förderung des Kommunismus, und an Hand des Pressedienstes „Williams Intelligence Digest", der dasselbe im nationalamerikanischen Interesse und aus subtiler Sachkenntnis tat (Williams war ehemaliger Spionageabwehroffizier). So konnten wir recht gut vom Süden her hinter die Kulissen der USA und „jener" Institutionen schauen, die sich dort eingenistet hatten. Von Europa aus sah (und sieht) man gewissermaßen nur die Fassade, das „make up".

Da wir gerade beim Vorstellen sind: zum „alten" Mitarbeiterstamm von Verlag und Redaktion gehörten der Geschäftsführer Clouth,

ehemals Zahlmeister auf dem vor Montevideo versenkten Schlachtschiff Admiral Graf Spee, dessen Kommandant Langsdorf sich das Leben genommen hatte. Clouth verfügte über Bankvollmacht, was sich drei Jahre später als verhängnisvoll erweisen sollte.

Chefsekretärin war Fräulein Apelt, später Fräulein Garthe, beide umsichtig und von unermüdlichem Fleiß, ihren vielfältigen Aufgaben voll gewachsen. Zu Beginn meiner Tätigkeit konnte ich mich, wenn Eberhard Fritsch auf Reisen war, mit Frl. Apelt über alle Verlagsangelegenheiten beraten. Umbruchredakteur in der Druckerei (Imprenta Mercur) war Gustav Friedl, Sohn eines deutschen Vaters und einer argentinischen Mutter, ein Mann in den besten Jahren, immer freundlich, immer hilfsbereit. Wenn ich mit ihm allmonatlich am Umbruchtisch stand, um die Seiten unsrer Zeitschrift zu gestalten, so stellte sich oft die Erinnerung an meine Lehrzeit bei Müller & Sohn in der Münchner Schellingstraße ein, fünfzehn Jahre zuvor.

Unser Hausgraphiker, Wolters, war auch ein Schriftkundiger, gehörte ebenfalls zum Mitarbeiterstamm der ersten Stunde, das heißt seit 1947, und war unentwegt schöpferisch sowohl in eigenen Entwürfen von Überschriften, Spruchseiten und beziehungsreichen Vignetten als auch im Umsetzen von Ideen und Vorstellungen, die man mit ihm besprach. Es war jedesmal eine Freude, mit ihm zu beraten. Nebenbei war er ein gründlicher Kenner der marxistischen Theorie und in der Lage, sie verständlich zu erklären (was bekanntlich nicht gerade einfach ist).

Den Versand, in dem an Hand der Rechnungen gepackt und adressiert wurde, meisterte Hein Schüttrumpf, einschließlich der Anlieferung zum Postamt. Auf ihn war unbedingt Verlaß, wenn man einkalkulierte, daß er regelmäßig alle drei Monate für acht bis zehn Tage ausfiel. Dann gehörte er dem Alkohol, bzw. der Alkohol ihm, nach dem Motto, das ich von ihm gelernt habe: „N'lütten Köm in the

morningtime is better, als'n ganzen Tag gar kein." Doch kehrte Hein nach diesen Pausen zuverlässig mit unverminderter Schaffenskraft in seinen Packraum zurück. Er war ein liebenswertes Original, und außerdem der Garant dafür, daß alles, was wir veröffentlichten, die Leserschaft in den fünf Erdteilen auch tatsächlich erreichte.

Karl Freiherrn von Merck habe ich schon erwähnt. Seine glänzend geschriebene, erstaunlich kenntnisreiche Serie „Die tausend Gesichter Ibero-Amerikas" begleitete den „Weg" durch alle zehn Jahre seines Erscheinens Monat für Monat und behandelte jedes einzelne Land von Mexiko bis Feuerland nach allen nur denkbaren Gesichtspunkten. "Karlchen" war schon in seiner Kindheit dort weit herumgekommen als Sohn eines abenteuernden Generals, der kaum einen der zahlreichen Putsche und Revolutiönchen in dieser Gegend ausgelassen hatte, seinen Sohn dann aber auf ein Elite-Internat nach Deutschland geschickt hatte, wo sich dieser eine umfassende, solide Bildung aneignen konnte. Zu unserem Leidwesen erwies er sich nun aber als wenig widerstandsfähig gegen den zunehmenden Einfluß der westdeutschen Gesandtschaft in Buenos Aires , die in unseren Augen ein Organ der westlichen Besatzungsmächte war.

Schließlich gehörte zu unserer Mannschaft noch das Universalgenie Wim Sassen, der Niederländer. Er war gleichzeitig ein erfolgreicher Kaufmann - wenn ich mich recht erinnere, handelte er mit Wäsche - und ein wirkungsvoller Schauspieler unter dem Decknamen Steven Wiel. Unter anderem brillierte er in der Hauptrolle von Molières „Geizigem". Vor allem aber war er ein glänzender Journalist mit durchaus eigenem Stil und eigener „holländernder" Sprache. Für unser Februarheft 1951 lieferte er ein besonderes Glanzstück, seinen damals berühmt gewordenen „Offenen Brief an den europäischen Oberbefehlshaber, General Dwight D. Eisenhower", geschrieben in der für ihn kennzeichnenden Mischung aus bissiger Ironie und tiefer Trauer um die Gefallenen (unter dem Pseudonym Willem Sluyse)

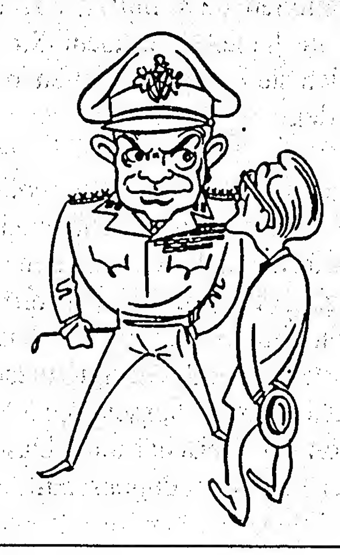
und kongenial illustriert von einem flämischen Karikaturisten. Von diesem Beitrag wurden laufend Sonderdrucke bestellt. Er hat die Auflage wesentlich erhöht.

Von Wim Sassen, alias Steven Wiel, alias Willem Sluyse wird im Zusammenhang mit den sogenannten Eichmannn-Memoiren und

Offener Brief an den europäischen Oberbefehlshaber, General Dwight D. Eisenhower:

Im Namen der europäischen Freiwilligen Division der Waffen- SS

von WILLEM SLUYSE, Rottenführer (Obergefr.) a.D. der SS-Division „Niederlande"



Professor Rassinier in Paris noch die Rede sein müssen.

Dasselbe Heft, in dem Sassens, bzw. Sluyses Offener Brief an Eisenhower erschien, eröffnete ich mit dem Leitartikel „Und dennoch: das Reich", bebildert mit dem ganzseitigen Kopf Kaiser Heinrichs II. aus dem Bamberger Dom und einer außerordentlich eindrucksvollen Aufnahme von Inneren der Kapelle im Quedlinburger Hof Heinrichs I. Natürlich meinte ich damit nicht das Imperium im Sinne eines Imperialismus, sondern das Reich als „letzte sinnvolle Ordnung aller im europäischen Raum gewachsenen Stämme, in der sie ihr eigenes Wesen frei entfalten können".

Als ich diesen Artikel schrieb, kannte ich die Forschungsergebnisse Jürgen Spanuths noch nicht, daß es ein solches großeuropäisches Reich bereits in der Bronzezeit gegeben hat. Aber ich ahnte doch, daß es sich um eine uralte Zielvorstellung handelte, vielleicht sogar um einen „Archetyp" im Sinne von Carl Gustav Jung. Solche archetypischen Bilder und Vorstellungen treten ja immer wieder im Laufe von Generationen unvermittelt aus dem Unterbewußtsein, dem „Erberinnern" ins helle Bewußtsein. Sie bemächtigen sich dann der Geister, als seien sie neu, und können kulturell, aber auch politisch wirksam werden.

Sechs Jahre nach dem zweiten Weltkrieg wollte ich erproben, ob das „Reich" wieder zu einem europäischen Leitmotiv werden könne. Besonders interessierte mich, was in den Köpfen der deutschen Jugend vor sich ging. Darum ließ ich mir aus Deutschland Zeitschriften und Nachrichtenblätter der wiedererstehenden Bünde der Jugendbewegung schicken und würdigte diese Zeugnisse eines Neubeginns in den Buchbesprechungsseiten, so zum Beispiel „Kontakt" und „Der Rufer" von der Freischar und „Das Bild", „Rotgraue Staffette" sowie „Feuer" von der Jungenschaft.

Die Buchbesprechungen bildeten überhaupt einen wesentlichen Bestandteil unserer publizistischen Arbeit. In sie ließ sich vieles hineinlegen, was wir unseren Lesern in aller Welt vermitteln wollten. Auch daran beteiligte sich Prof. von Leers maßgeblich, gestützt auf seine vielseitig gründliche Sachkenntnis. Aus meiner Rezension des Buches „Gärten und Straßen" von Ernst Jünger hier nur zwei kennzeichnende Sätze:

„Der Strom des Erlebens fließt äußerst dünn durch diese Straßen und Gärten, wie eben dem überästhetischen Betrachter schließlich alles unter den Fingern zerrinnt. Es ist etwas Tragisches um jene zerbrochenen Dichter, die sich selbst überlebt haben und die nun den Staub ihrer zerstörten Häuser durch ein Sieb schaufeln, um das verlorene Silber zu bergen!"

Auch der Ältere meiner beiden neu gewonnenen Freunde, der Brüder Winfried und Benhorst Schröppe, beteiligte sich an der Arbeit der Buchbesprechungen und entwickelte dabei einen eigenen Stil. Zum zehnten Todestag meines Vaters widmete er mir empfindungsreiche, lyrische Verse. Die beiden Brüder waren schon seit ihrer Ankunft in Argentinien auf Brautschau. Natürlich sollten es deutsche Mädchen sein. Mein ehemaliger Chef bei der Nordischen Gesellschaft in Lübeck, Hans Jürgen Krüger, der in Buenos Aires bereits über zahlreiche Kontakte verfügte, zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß auf einer Apfelplantage im Süden der Provinz Buenos Aires, in Las Tahonas, zwei Cousinen lebten, die durchaus in Betracht kämen. In der Osterwoche begleitete ich die beiden dorthin. Es war beinahe eine Expedition. Nach stundenlanger Bahnfahrt mußten wir noch eine weite Strecke zu Fuß zurücklegen, querfeldein, durch mannshohe Distelfelder. Endlich zeichnete sich am Horizont die Silhouette einer Gruppe schlanker italienischer Pappeln ab, das sichere Kennzeichen einer in die Pampa hineingesetzten Hazienda und notwendiger Windschutz für alles, was dort angebaut wird.

Als wir endlich ankamen, saßen die beiden Mädchen, Edith und ihre Cousine Gerda, auf der Schwelle des Hauses und lachten uns fröhlich entgegen. Unser Besuch war angekündigt, und die Familie Rosemeyer, aus Ostpreußen eingewandert, nahm uns mit der landesüblichen Gastfreundschaft auf.

Wir blieben die ganze Osterwoche dort, machten mit dem vielen Reisig vom Obstbaum-Beschnitt ein ungeheures Feuer und fuhren an einem der Tage an die Atlantikküste. Höhepunkt des munteren Strandlebens dort war ein „Römischer Reiterkampf", bei dem die beiden Mädchen auf den Schultern der Brüder sich gegenseitig abzuwerfen suchten. -

Wenn ich mich auf der Rückfahrt nach Las Tahonas im Autobus umdrehte, sah ich, daß man auf den Sitzen hinter mir bereits ein Herz und eine Seele war und die seit Monaten gehegten Wünsche in Erfüllung gingen. (Aus der Ehe von Benhorst Schröppe und Edith Rosemeyer sind in den vierzig Jahren seitdem zwei Söhne, eine Tochter und acht Enkelkinder hervorgegangen. Und die Freundschaft hat sich vererbt.)

Drei Bücher brachten wir im Dürerverlag 1951 heraus: Lüdde-Neurath, „Regierung Dönitz", die letzten Wochen Mai/Juni 1945 in Flensburg-Mürwik und die Gefangennahme durch eine britische Spezialeinheit extrem pöbelhaften Zuschnitts; Karl Radl, „Befreier fallen vom Himmel", eine sehr anschauliche Schilderung der Befreiung Mussolinis aus der Haft auf dem Gran Sasso durch das Sonderkommando Skorzeny und Fallschirmjäger; Helmut Mildenberger, „Heimweh hinter Stacheldraht", ein Gefangenenschicksal. Das Buch von Lüdde-Neurath erschien Jahre später auch in Deutschland in einer Neuauflage (ebenso wie Hans Ulrich Rudels berühmtes Buch „Trotzdem", das ja auch zuerst bei uns in Buenos Aires veröffentlicht wurde). Und Karl Radl war der Adjutant Otto Skorzenys und

mit diesem persönlich an dem Unternehmen beteiligt, einschließlich der halsbrecherischen Bruchlandung mit Lastenseglern auf dem Felsengipfel des Gran Sasso.

In dem Mai/Juni-Doppelheft unserer Zeitschrift „Der Weg" (El Sendero) schrieb Eberhard Fritsch selber - sehr gründlich und sorgfältig recherchiert wie immer - über die Bestätigung des Todesurteils der Amerikaner über die letzten sieben Landsberger, unter ihnen Otto Ohlendorf und Oswald Pohl, als Beispiel für die willkürliche Siegerjustiz. Juan Maler, soeben aus Südafrika zurückgekehrt, berichtete ausführlich über die damaligen Verhältnisse dort, mit sicherem Blick für die eigentlichen Probleme des Landes... Ich übernahm mehrere Beiträge aus deutschen Jugendzeitschriften, so aus dem „Rufer" der Deutschen Freischar und aus „Widerhall", die sich eindeutig und scharf gegen eine Wiederaufrüstung Westdeutschlands wandten. Im Kulturteil brachte ich unter anderem eine Abbildung der fast lebensgroßen holzgeschnitzten „Embla" von Wilhelm Petersen, einer aus einem Baumstamm herauswachsenden Mädchengestalt von bewegender Anmut, und die in ihrer Schlichtheit und Strenge ergreifende Darstellung, die der Kesselschmied und Arbeiterdichter Heinrich Lersch von seiner eigenen Mutter gegeben hat, ein wahres Kleinod. Zahlreiche Buchbesprechungen würdigten beispielsweise Martin Luserkes historischen Roman „Hasko" aus der Welt der Wassergeusen, den der nach dem Krieg in Bonn-Mehlem wiedererstandene Voggenreiter-Verlag neu aufgelegt hatte. Ich verband die Rezension mit einem Überblick über das Schaffen Luserkes von seinen ersten, zum mündlichen Weitererzählen bestimmten Meisternovellen an bis zu der großen Wikingertrilogie („Der eiserne Morgen", „Die hohe See"), deren dritter Band, „Kampf ohne Gnade", nicht mehr hatte erscheinen können. In dieser Entwicklung nahm der „Hasko" eine Schlüsselstellung ein und brachte dem Autor den Durchbruch in eine breitere Öffentlichkeit. Eine besondere dichterische Kostbarkeit darin war die Begegnung des jungen Geusenkapi-

täns mit dem Mädchen Sygun auf dem weiten, sonnenüberglänzten Watt, eine Szene von traumhafter Schönheit.

Mitten in die Vorbereitungen des nächsten, des Juliheftes traf dann die Nachricht, daß in der Nacht vom 6. zum 7. Juni in Landsberg am Lech, sechs Jahre nach der deutschen Kapitulation die letzten sieben Todesurteile tatsächlich vollstreckt worden seien. Wir setzten als Motto über die Gedenktafel für die sieben Namen: Werner Braune, Erich Naumann, Otto Ohlendorf, Paul Plobel, Oswald Pohl, Georg Schallermaier und Hans Schmidt die letzten Worte von Prof. Dr. Karl Brandt, den die Amerikaner 1948 an derselben Stelle erhängt hatten:

„Der Galgen von Landsberg ist das Symbol innerer Verpflichtung aller Aufrechten und Aufrichtigen."

Und Eberhard Fritsch schrieb, ein achtes Grab sei nun mit denen der sieben aufgeworfen. Darin versenke man unseren Glauben an den Westen, für immer.

Der Verantwortliche für den Befehl zur Vollstreckung war der Hohe Kommissar der amerikanischen Besatzungsmacht, McCloy. Die Prinzessin Isenburg („Mutter Elisabeth") hatte zuvor, wie sie mir drei Jahre später, nach meiner Rückkehr aus Argentinien schilderte, zäh mit ihm um eine Begnadigung gerungen, Auge in Auge, in persönlichem Gespräch. Aber ihm zur Seite habe ein Mann gesessen, dessen finstere Physiognomie keinen Zweifel an der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen ließ.

In demselben Heft - es war gerade das 50. seit Erscheinen - brachte ich einen Aufsatz von Haye W. Hansen, „Pablo Picasso lacht..." Darin zitierte er gleich zu Beginn A. Undo aus der Zeitschrift „Aktion" des Jahres 1915 (!) (Nr. 35/36, S. 449). Und dieses Zitat ist

wahrlich wert, in Erinnerung gebracht zu werden:

„Wir machen uns unseren Werken, wenn wir sie schon tun, in keiner Weise verpflichtet und lachen den aus, der uns darauf verpflichten will. Wir können bluffen, wie die abgesottensten Pokerspieler. Wir tun so, als ob wir Maler, Dichter oder sonst was wären, aber wir sind nur und nichts als mit Wollust frech. Wir setzen aus Frechheit einen riesigen Schwindel in die Welt und züchten Snobs, die uns die Stiefel abschlecken, parce que c'est notre plaisir. Windmacher, Sturmmacher sind wir mit unserer Frechheit." -

„Mit Wollust frech", das sagt alles, und das bereits im Jahre 1915!

Den Kontrapunkt dazu bildete ein Aufsatz von Gilbert Trathnigg über den alten Heilsbegriff des 'Hamingja' in der Interpretation des dänischen Forschers Wilhelm Grönbech. Die Vorstellung ging dahin, daß Glück und Erfolg in der jeweiligen Tätigkeit, bzw. dem jeweiligen Amt, einschließlich der Königswürde eine Begabung, eine Ausstrahlung der Persönlichkeit sei, die allerdings auch verloren gehen könne.

Und schließlich übernahmen wir aus der nordamerikanischen Zeitschrift "Common Sense" (Folge 137/1951) unter der Überschrift „Wer regiert Nordamerika" eine Liste der damals in der Politik der USA einflußreichsten Persönlichkeiten, die nachweislich den Kommunismus förderten und zugleich ausnahmslos Zionisten waren, Zionisten nicht nur mit dem Ziel des bereits 1948 verwirklichten palästinensischen Staates, sondern im Sinne eines globalen, erdumfassenden Zion, auch New Order oder One World genannt. Was darüber inzwischen in den siebziger und achtziger Jahren von Garry Allen in seinem weit verbreiteten Buch „Insider" oder in dem Pressedienst C.O.D.E. veröffentlicht wurde, konnten wir damals, ein viertel Jahrhundert vorher, Organen wie eben „Common Sense" oder

„Williams Intelligence Digest" entnehmen. Die Liste enthielt die Namen Herbert Lehmann, Bernard Baruch, Henry Morgenthau, Felix Frankfurter, Anna Rosenberg, David K. Niles (Neyhus) und Marx Lewa, letzterer mit Anna Rosenberg maßgeblich an der Abberufung General McArthurs vom Oberkommando in Korea beteiligt. Keiner der Genannten wäre bereit gewesen, selber in dem drei Jahre zuvor installierten palästinensischen Staat Israel zu leben.

Prof. von Leers schrieb unter dem Pseudonym Gordon Fitzstuart drei Fortsetzungen aus seiner eigenen fundamentalen Kenntnis über diese Zusammenhänge. Er verfügte über eine Fülle von sonst kaum zugänglichen Quellen. Ich kann hier nicht ausführlich daraus zitieren. Aber glücklicherweise sind die Weghefte von damals ja noch vorhanden. Einige meiner Freunde wissen, wo.

Im September brachte ich ohne Kommentar die Abhandlung von Karl Marx aus dem Jahre 1844 „Zur Judenfrage" aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern", Paris. Sie ist auch in der offiziellen Marx-Engels-Ausgabe der DDR enthalten und behandelt in beispielhaft dialektischem Stil das Dreiecksverhältnis zwischen Judentum, Christentum und bürgerlicher Gesellschaft. Es bereitet einen intellektuellen Genuß, diese schlechthin klassischen Formulierungen wieder und wieder zu lesen. Eingeleitet aber hatte ich dieses Heft mit zwei Beiträgen von und über Otto Brühlmann, den Schweizer Brückenbau-Ingenieur, Physiker und Licht-Mystiker, der in der Auseinandersetzung mit Einstein dem Wesen des Lichtes (nicht der Optik) erlebnishaft nahe zu kommen suchte. Ein krasserer Gegensatz wie zwischen Marx und Brühlmann läßt sich nicht denken. Das war beabsichtigt. Die Spannweite unserer Thematik sollte jeden Hauch von Engstirnigkeit von vornherein ausschließen. So rezensierte ich z.B. das Buch von Egon Vietta, Briefe über den Tanz, (bei Hauswedel, Hamburg) das im Tanz den Ausdruck und die Betätigung einer lebens- und körperbejahenden Diesseitsfrömmigkeit erkennt.

Nicht mit allem, was von Leers schrieb, konnte ich innerlich mitgehen. So zum Beispiel blieb mir der Gedanke eines „Imperiums Europa" wie er ihn bei Giulio Evola und Ulick Varange mit Begeisterung bejahte und feierte, fremd. Dort geht es, wie ja auch bei Primo de Rivera, um die „reine Idee des Vaterlandes", um etwas „rein Geistiges" also, im ausdrücklichen Gegensatz zu einer „romantischen, sentimentalen und naturalistischen Auffassung der Nation". Der völkische Staat, der sich auf gemeinsame biologische Herkunft gründet, wird also grundsätzlich verneint, sogar verachtet.

Genau der aber war von jeher und ist noch heute für mich als überzeugten Rassisten das historisch erstrebenswerte Ziel. Eine geistige Idee des Vaterlandes Europa sagt mir nichts. Meine Idealvorstellung war stets die - in der deutschen Geschichte mehrfach versäumte - Bildung eines Reiches des Nordens mit deutlicher Abgrenzung gegen jene Gebiete, in denen Jahrhunderte lang der ultramontane, mittelmeerische Einfluß allzu wirksame Folgen gezeitigt hatte.[3] Mit dem romanischen Faschismus Italiens und Spaniens verband mich nichts. Er war m.E. das Ergebnis Jahrtausende währender Vermischung, bei der jedes instinktive Blutsbewußtsein verloren gegangen war. Daher seine einseitig rationale, hochmütige Verachtung der gefühlsmäßigen Bindungen an Stamm und Volk.

Aber gerade um diese irrationalen Bindungen ging es mir. So eröffnete ich das Oktoberheft mit einem gut bebilderten Aufsatz von Friedrich Sanides über Caspar David Friedrich und einer Abhandlung von Paul Kluckhohn über die deutsche Romantik und ihren Einfluß auf die Länder des Nordens. Im Mittelpunkt des politischen

---

[3] Folgerichtig erschien mir das Heilige Römische Reich Deutscher Nation stets als eine gigantische Fehlkonstruktion, mit äußerst verhängnisvollen Folgen, als ein geschichtlicher Irrweg sondergleichen.

Teils dieser Folge jedoch stand ein Bericht der Prinzessin Isenburg über die letzten Tage und Minuten der sieben Landsberger, über die Abschiedsbesuche ihrer Angehörigen, über ihre Haltung und Worte unter dem Galgen. Um auch diesen Bericht kennzeichnend zu illustrieren, übernahm ich aus der amerikanischen Zeitschrift „Life" (vom 25. November 1946) die Fotos der Leichen der 1946 in Nürnberg Gehenkten, der Opfer des amerikanischen Armeehenkers Sergeant Woods, noch mit der Schlinge um den Hals, und dazu den so bezeichnend zynischen Report aus „Time" vom 28. Oktober 1946 über den Hergang der Hinrichtung.

Wie sich das mit Caspar David Friedrich und der deutschen Romantik verträgt? O, da sollte sich garnichts miteinander vertragen. Im Gegenteil, diejenigen, die schon allzu bereit waren, sich mit den „Gegebenheiten" abzufinden, sollten aus ihrer Hinnahmebereitschaft aufgescheucht werden, auch aus ihrer Vergeßlichkeit. Daß das zum Teil gelungen war, bewiesen empörte Zuschriften aus Deutschland. Auch meine Stiefmutter schrieb zornig, sie verbäte sich solche Bilder, „wir wollen so etwas nicht mehr sehen!" (Dabei waren doch erst fünf Jahre vergangen seitdem.)

Natürlich, der tote Generalfeldmarschall Keitel sah nicht schön aus, nachdem ihn Woods zwölf Minuten lang in der Würgeschlinge sich hatte zu Tode zappeln lassen. Aber wozu gibt man denn eine Zeitschrift heraus? Doch nicht, um den Lesern beim Verschließen von Augen und Ohren, beim Verdrängen der Wirklichkeit behilflich zu sein. Nein, auch diese grauenhaft zugerichteten Toten gehören zu den Erinnerungen, die bleiben.

So war dann auch unser Novemberheft vordringlich dem Totengedenken gewidmet, in Wort und Bild. Aber zum Jahresabschluß, in der Weihnachtsfolge, wollte ich unseren Lesern nach Möglichkeit nur Gutes tun. Sie war zur Hauptsache dem Thema Kinder und

Jugend gewidmet. Marie Hamsun hatte mir aus Norwegen eine ihrer kostbaren Kindererzählungen geschickt, Henning Meincke, der Bundesführer des Hamburger „Bund" einen begeisternden, kritischen Beitrag zu dem ihm gestellten Thema „Aufgaben deutscher Jugend", das er in jedem seiner drei Bestandteile als Forderung zurückwies und nur in spontaner Selbstverständlichkeit gelten ließ. Aus meinen eigenen früheren Arbeiten fügte ich „Noch und wieder" bei, worin ich unter anderem den spontanen Bewegungsablauf eines russischen Bauernjungen beim Viehfüttern mit einem der reifsten Tänze Kreutzbergs verglich. Johannes von Leers verband in seinem Beitrag „Das alte Licht" die frühe Geschichte des Weihnachtsfestes mit der vertrauten Stimmung zuhause, im Norden Europas, mit der Erinnerung an das heimatliche Familienfest.

Den dichterischen Höhepunkt dieses letzten „Weg"-Heftes im Jahre 1951 bildete William Quindts unvergleichlich sprachgewaltiger Hymnus auf den afrikanischen Kontinent in seinem einstigen Urzustand, „Afrikanische Trommel". Als ich diese großartige Dichtung fand, - ich weiß nicht mehr, wo - erlebte ich zutiefst die Befriedigung und das Glück, eine solche Zeitschrift nach eigenen Vorstellungen, nach selbst erfahrenen Maßstäben gestalten zu können. „Afrikanische Trommel" war mein Weihnachtsgeschenk an unsere Leser in aller Welt, nicht zuletzt in Südafrika.

1952

Nach der bisherigen Schilderung könnte der Eindruck entstehen, ich hätte damals Buenos Aires und Argentinien nur aus dem Fenster der Redaktionsstube gesehen und nur aus der Perspektive unserer Verlagsarbeit. Dem war aber nicht so. In die quirlige Lebendigkeit der fünf Krügerkinder auf unserer Quinta Blanquita außerhalb von Adrogue, schon ganz im Grünen, war ich allabendlich voll einbezogen. Und an den Wochenenden war ich oft bei der Familie Schröppe zu Besuch oder auch bei meinem Vetter Fritz und seiner Frau, unternahm auch mit ihnen Ausflüge in die Provinz Buenos Aires, nördlich und südlich der Stadt, zum Beispiel mit dem Ruderboot in die weit verzweigten Wasserläufe des Tigre-Deltas mit ihren vielen kleinen Inseln und üppigen Obstbaumbeständen.

Darüber hinaus nahm mich zweimal Juan Venzmer, Großhändler in Musikinstrumenten und Spielwaren, in seinem Wagen mit durch mehrere argentinische Provinzen, wenn er die von ihm belieferten Einzelhändler besuchte. Dabei lernte ich viel von Land und Leuten kennen. In Erinnerung geblieben sind mir davon nächtliche Fahrten zwischen endlosen Koppelzäunen, wenn im Lichtkegel der Scheinwerfer große patagonische Hasen über die Straße huschten und der ständige Wind Ballen von ausgetrocknetem Dornengestrüpp vor sich her blies. Pampastimmung, Heimat der Viehhirten, der berittenen Gauchos mit ihrer eigenen Tracht, ihren eigenen Liedern. Am Tage erinnerte der weite Himmel an das südliche Rußland.

In der Provinz San Juan besaß Venzmer eine eigene Quinta. Dort half ich seinem Sohn und einem alten Indianer, einem Araukaner, beim Ausheben der Grube für ein Schwimmbad und hörte zum ersten mal von der „schwarzen Witwe" einer kleinen schwarzen Spinne, deren Biß tödlich sei. Gesehen habe ich sie nie.

In der Stadt Buenos Aires selbst nahm ich natürlich auch an den kulturellen Ereignissen teil. Von den deutscher Literatur gewidmeten Leseabenden in den Häusern wohlhabender deutscher Familien, zum Beispiel bei Weinschenks, habe ich schon berichtet. Sie endeten schließlich im Schlaraffenland.. Den kulturellen Mittelpunkt der Stadt bildete das Teatro Colon mit seinem vielseitigen Veranstaltungsprogramm und seinen roten Plüschsesseln im Parkett und in den Ranglogen, von denen man sich damals allerdings oft Flöhe mit nachhause brachte. Wenn dort aus Spanien kommende Nationaltanzgruppen ihren mitreißenden Flamenco vorführten, dann entstand zwischen Bühne und Zuschauerraum ein Spannungsfeld, daß man es förmlich knistern hörte und glaubte, Funken überspringen zu sehen, so gingen die Leute mit.

Höhepunkte, die ich im Teatro Colon miterlebt habe, waren der Auftritt des deutschen Tänzers Harald Kreutzberg, über den ich in Franckes Kulturzeitschrift berichtete, und das Ballett Hamlet in der Choreographie von Tatjana Gsovsky nach der eigens dafür komponierten Musik von Boris Blacher, mit Gert Reinholm in der Titelrolle. Diese Aufführung war ein Ereignis, das in die Ballett- und Theatergeschichte einging, ein unerhörtes Erlebnis. (Sie wurde 1953 in Berlin wiederholt und erregte auch dort weltweites Aufsehen.)

Zutiefst ergriffen wartete ich nach der Aufführung am Bühnenausgang, bis Gert Reinholm endlich herauskam, sagte ihm, ich müsse ihn unbedingt für die deutschen Kulturzeitschriften interviewen und verabredete einen Termin mit ihm. Einige Tage später konnte ich ihn dann tatsächlich zwei Stunden lang alleine sprechen. Wir sind auch Jahre danach noch in Briefwechsel geblieben. (Siehe Autographensammlung Vollmer-Ahlfeld II im Besitz von Heiko Schröppe, Extertal.)

Ein weiterer Höhepunkt war der einwöchige Besuch von Wilhelm Furtwängler. Er dirigierte unter anderem vom Flügel aus die Brandenburgischen Konzerte von Bach und hielt in einer Buchhandlung einen Vortrag über die moderne Interpretation klassischer Musik. Darin sagte er voraus, was sich damals schon anbahnte, daß nämlich die Wiedergabe der Klassiker in zunehmendem Maße einem immer gleichförmiger werdenden Takt unterliegen und damit immer lebloser werden würde.

Eine besondere Rolle im Kulturleben der Stadt Buenos Aires spielten die aus Deutschland emigrierten Juden, die eine starke Gemeinschaft bildeten. Sie unterhielten nicht nur eine „Deutsche Bühne", zu deren Operetten-Aufführungen auch Künstler aus der deutschen Bundesrepublik eingeladen wurden, sondern hatten auch eine „Sociedad de los amigos de la musica" gegründet mit einem eigenen Orchester und anspruchsvollem Konzertprogramm. Unter anderem wurde 1952 der Thomaskantor aus Leipzig eingeladen. Er brachte ein tropenfest gebautes Cembalo mit und musizierte mit den jungen jüdischen Streichern so in sich versunken, als hätten sie vergessen, daß es ein Publikum im Saale gab, als säßen dort Bach selbst und seine Söhne. Es war faszinierend.

Auch die Regensburger Domspatzen ließen sich hören. Ergriffen von der Reinheit und Klarheit ihrer Stimmen, von der spürbaren Hingabe, mit der sie sangen, feilte ich zwei Tage lang an den Versen:

Blutfrische Stimmen in freudiger Terz
beten und jubeln grad' dir ins Herz.
Fröhlichen Mutes strahlt ihr Chor
hell zum Kreuzgewölbe empor.
Folgt so willig dem strengen Latein,
unsagbar innig, unsagbar rein.

Redaktionell galt unser Augenmerk der kulturellen und geistigen Entwicklung in Deutschland selbst, nicht nur den gelegentlichen Botschaften, die von dort nach Argentinien gelangten. Eröffnet hatte ich den sechsten Jahrgang unserer Zeitschrift (1952) im Januarheft mit einem Gespräch, das Friedrich Hilger mit Otto Brühlmann geführt und darin die Bedeutung des Lichterlebnisses für Menschen unseres Schlages der einseitig physikalisch-mathematischen Deutung gegenübergestellt hatte. Das erschien mir wesentlich und trug m. E. entscheidend zur Selbstfindung bei, auf erfreulich hohem Niveau.

Unter demselben Gesichtspunkt schrieb ich im März den Leitartikel über „Das Schicksal der Treue" am Beispiel von Rudolf Heß und ging dabei von einem Gutachten des nordamerikanischen Psychologen Gordon aus. Was dieser als „Blindheit" oder „Fehlleistung" bezeichnete, empfand ich als kennzeichnend für die Haltung der Treue überhaupt. Ich schrieb:

„Man kann eben nicht gleichzeitig eine starke innere Haltung, eine Idee verkörpern und dem äußeren Erfolg nachjagen. Man kann nicht gleichzeitig Prophet sein und sich am Tanz um das goldene Kalb beteiligen. Es gibt hier nur das große 'Entweder-Oder'!"

Frau Heß schrieb mir damals auf diesen Artikel hin, ich hätte die Motive ihres Mannes durchaus zutreffend dargestellt.

Wenn ich heute, vier Jahrzehnte später, in diesen alten „Weg"-Heften blättere, erscheint mir jeder zweite Aufsatz darin so aktuell und gehaltvoll, so sehr an die Wurzeln der Zustände und Ereignisse greifend, daß er heute noch einmal veröffentlicht werden müßte, um die Erörterung zu vertiefen. Das Politisch-Historische darin und das Geistig-Kulturelle durchdrangen sich zu einer Gesamtschau, deren Reife und Tiefe angesichts der Flachheit gegenwärtiger „Medienkultur" erschütternd wirkt. Das gilt auch für die damals ausgewählten

Beispiele aus Literatur und bildender Kunst, sogar für die Stellungnahme zu aktuellen Ereignissen..

Dem Aprilheft stellte ich einen Nachruf für den kurz zuvor verstorbenen Knut Hamsun voran und schloß:

„Ein Mensch oder ein Dichter wie Knut Hamsun wird uns zweifellos nicht mehr beschieden sein, bevor nicht der ganze Strom des heraufziehenden Kulturkollektivismus über uns hinweggegangen ist. Hüten wir darum sein Werk und Erbe, solange wir können! Vielleicht ist uns jenseits der geistigen Katastrophe, die schon begonnen hat, ein neuer Anfang vergönnt." -

Bisher, nach vierzig Jahren, sieht es nicht danach aus.

(Die angemessenste Würdigung Hamsuns, die mir bekannt geworden ist, schrieb damals Jan A. van der Made. Sie erschien in den „Klüterblättern, 4/1952". Darin hieß es unter anderem:

„Es ist eine spätchristliche Trugrede, daß menschliche Güte sich lohne. Sie führt zum Untergang. Sie lohnt sich schon, aber nur für den unbewußten Stolz eines edlen Herzens und in Werten, die keine Anerkennung finden, denn Hölderlins Wort gilt noch immer:

Ach, der Menge gefällt,
was auf dem Marktplatz taugt,
und es ehret der Knecht
nur den Gewaltsamen.
An das Göttliche glauben
die allein, die es selber sind.

Dies zu wissen, dem ein Lächeln abzugewinnen, ein Lächeln, das

trotzdem um die Unreduzierbarkeit dieser Werte weiß, - hier zu einer Gesamtwertung zu gelangen, über die man noch die Worte Divina Comedia schreiben kann - das war die Leistung, deren Hamsuns Herz bedurfte, um seine Würde zu wahren.")

Im Mai-Heft schrieb ich mir den seit langer Zeit schon aufgestauten Widerwillen gegen jede Art von Reglementierung auf Kosten der eigenen, persönlichen Entscheidungsfreiheit vom Herzen und stellte den Artikel unter das Thema „Quellen der Vermassung". Vielleicht wirkte da im Unterbewußtsein immer noch der seelische Druck nach, unter den mich Jahre lang der feierliche Eid vom 9. November 1935 vor Rudolf Heß gestellt hatte, das Gefühl, ich hätte den Krieg nicht überleben dürfen. Jetzt wehrte ich mich gegen jede ideologische Kollektivierung, gegen „Exerzieren und Exerzitien", und zerpflückte den Spruch „Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm selber gehört," sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne als Mißachtung der Einzelpersönlichkeit und somit als falsch, gerade auch im Gedanken an Knut Hamsun.

In demselben Heft ließ ich den schwedischen Ingenieur Carl Ernfrid Carlberg zu Worte kommen, den Begründer und Vorsitzenden der schwedischen Lebensreform- und Selbstbesinnungsbewegung „Gymniska förbundet". Er schrieb ausführlich und programmatisch über das Weltbild, das dieser Bewegung zugrunde lag, und über ihre Zielvorstellungen. Es waren dieselben, die wir vor dem Krieg in der Nordischen Gesellschaft verfolgt hatten. Auch Carlberg betonte im Rahmen einer volklich-biologischen Erneuerung die Bedeutung der freien Einzelpersönlichkeit, die einer Gemeinschaft - im Gegensatz zum vermassenden Kollektiv - erst das Leben gibt.

Gleichzeitig mit dem Maiheft erschien mein Bändchen „Was bleibt?", das einige meiner Weg-Artikel zusammenfaßte, darunter die religionsgeschichtlichen Arbeiten „Vor Christi Geburt" und

„Amor Dei", sowie den schon erwähnten Heß-Artikel „Schicksal der Treue".

Eine Umfrage bei unserer Leserschaft über ihre Meinung zur Rechtsnachfolge des Deutschen Reiches, die wir im Januar gestartet hatten, führte zu folgendem Ergebnis :

82 % keiner der beiden deutschen Teilstaaten kann Rechtsnachfolger sein;

75 % betrachten sich nicht als Staatsangehörige eines der beiden Teilstaaten;

77 % befürworten die Bildung einer gesamtdeutschen Interessenvertretung;

55 % meinen, der Sitz dieser Vertretung müsse, der Unabhängigkeit von den Besatzungsmächten wegen, im neutralen Ausland sein. Wir bewerteten dieses Ergebnis als Zeugnis für langfristiges Denken und Realitätssinn der Auslandsdeutschen ringsum.

So konnten wir auch den „Botschafter", den die westdeutsche „Bundesregierung" nach Buenos Aires entsandte, nicht als Vertreter Deutschlands betrachten. Am 4. April 1952 hatte Präsident Peron diesem „Botschafter" in einem feierlichen Staatsakt, bei dem eine Militärkapelle das Deutschlandlied spielte, das Gebäude der ehemaligen deutschen Botschaft zurückgegeben. Er hatte dabei eine Rede gehalten, in der er in bewegten Worten seinem Dank für Instruktion und Ausbildungshilfe durch die „alten Kameraden des deutschen Heeres" Ausdruck gab, die „dazu beigetragen hätten, in diesem Land aus dem Militärdienst einen wirklichen Beruf zu machen."

Dieser Dank kam aus aufrichtigem Herzen, war aber an eine unwür-

dige Adresse gerichtet. Der Bonner Sendling konnte ihn nicht verstehen, denn in Bonn bezeichnete man die Soldaten der deutschen Wehrmacht des zweiten Weltkriegs bestenfalls als Mitläufer eines verbrecherischen Regimes, ganz im Sinne und Auftrag der Sieger- und Besatzungsmächte. Was konnte man von „Diplomaten" erwarten, die von einer derart fremdbestimmten „Regierung" ausgesandt wurden? Und was für Typen stellten sich einem solchen Vollzugsorgan überhaupt zur Verfügung?

In mein Skizzenheft notierte ich damals:

„Nachdem man die Führungselite unseres Volkes am Galgen hat sterben lassen, darf man sich nicht wundern, wenn der Galgen uns hinfort ein Heiligtum bedeutet und wenn der Anblick eines vom Galgen Geschnittenen uns nicht mehr Grauen einflößt, sondern eine tiefe, ans Religiöse grenzende Erschütterung. Man wollte das Ansehen und den guten Ruf unserer führenden Männer durch ihre Erhängung zerstören. Was hat man erreicht? Daß der Galgentod nun nichts Ehrenrühriges mehr an sich hat, daß die Aufrechtesten und Tapfersten ihn einmal als die letzte Bestätigung ihres rechten Wirkens auf sich nehmen werden, und daß man sich nach einem neuen Hinrichtungsmittel wird umsehen müssen, insofern es diskriminierend wirken soll. Bis jetzt hat sich die Seele des Volkes noch immer als stärker erwiesen als die ausgeklügelten Machenschaften einer weisen Weltregierung. Jedenfalls wir Deutschen im Ausland empfinden so. Sollte der eine oder andere in der Heimat selbst, von der großen Trommel der Hörigen beeindruckt, nicht mehr so empfinden, so möge er dieses lesen, sich schämen und in sich gehen !"

Und am selben Tage noch (1. Juni 1952):

„Unsere Sittlichkeit kann und darf niemals Gegenstand unseres

Denkens sein. Die Grundwerte der uns eingeborenen Haltung: Treue, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Mut, sind unantastbar. An ihnen herumdeuteln, sie zergliedern oder ihre Gültigkeit nur noch relativ anerkennen heißt: sie verlieren. Wer erst zu zweifeln, zu sondieren beginnt, dem ergeht es wie dem heimkehrenden Peer Gynt bei Ibsen mit der Zwiebel: „Schalen, Schalen, selbst der innerste Kern erweist sich als Schale, und am Ende steht er mit leeren Händen."-

Solche Notizen entstanden abends, wenn ich aus Buenos Aires mit Vorortszug und Kleinbus (Collectivo genannt) nachhause kam, oder an Feiertagen in Adrogue auf der Quinta Blanquita, an dem großen Schreibtisch aus der Reichsbauernführung in Goslar, den Krüger mitgebracht und mir zur Verfügung gestellt hatte. Doch brachte ich mir häufig auch Redaktionsarbeit mit nachhause. Und viele schöne Stunden gehörten auch dem Umgang mit Krügers sehr lebendigen Kindern, mit seinen sonntäglichen Besuchern, mit meinen Freunden, den Schröppes, oder meinem Vetter Fritz („Don Federigo") und seiner Frau.

Wenn ich heute, im Januar 1993 Bilanz ziehe, so muß mir mein damaliges Dasein wie ein Doppelleben erscheinen. Einerseits ging es mir persönlich, von stetig zunehmenden Magenbeschwerden abgesehen, beruflich und privatim recht gut. Beruf und Berufung stimmten überein, ich konnte meine Vorstellungen weitgehend verwirklichen und führte ein in jeder Hinsicht erfülltes Leben. Andrerseits aber sah ich aufgrund meiner Arbeit und der beruflichen Kontakte doch immer deutlicher, wohin die politische und kulturelle Entwicklung tendierte, nicht nur, was Deutschland anbetraf, sondern erdweit. Ich kannte damals auch die treibenden Kräfte, die Verursacher dieser Entwicklung, und war gleichzeitig von tiefer Trauer und bitterem Zorn erfüllt, immer in Gefahr, aus dem seelischen Gleichgewicht zu geraten. Auch was wir über die atomare Aufrüstung in den USA und

in der Sowjetunion erfuhren, ließ die Zukunft allen irdischen Lebens immer düsterer erscheinen und dämpfte die Lebensfreude erheblich.

Besonders besorgniserregend waren die zahlreichen verantwortungslosen Wasserstoffbombentests, die der Erfinder dieser Waffe, Teller, in der Stratosphäre vornahm und damit zeitweise den magnetischen Van-Allen-Schutzgürtel der Erde gegen die kosmische Strahlung störte. Der fall out aus diesen Versuchen wirkt sich erst nach Jahrzehnten aus. Man verdrängt das alles heute.

Im Juli 1952 verstarb Eva Peron, die Gattin des Präsidenten, nach langer schwerer Krankheit. Sie hatte sieben Jahre zuvor durch einen von ihr veranlaßten Volksaufstand Peron nicht nur aus dem Gefängnis befreit, sondern auch maßgeblich zur Präsidentschaft verholfen, die dem Land acht Jahre einer - für südamerikanische Verhältnisse - relativ ruhigen Entwicklung ermöglichte (und uns unsere Arbeit). Sie selbst hatte das Sozialministerium übernommen und sich im Sinne des „Justicialismo", eines argentinisch-nationalbewußten Sozialismus nachdrücklich der Armen angenommen, nicht selten unter rigorosem Druck auf die Großunternehmen, die sie zu außergewöhnlich hohen Sozial-„Spenden" zwang.

Natürlich war sie beim Volke äußerst beliebt, und die Trauer bei ihrem Tod war in den ersten Tagen spontan und echt. Die Schlange derjenigen, die an ihrem Sarg vorbeidefilieren wollten, war kilometerlang, trotz strömenden Regens. Ich beobachtete einen jungen Mann, der allein auf dem Straßenpflaster niederkniete, eine Kerze anzündete und betete. Vor die Lafette, auf der der Sarg überführt wurde, spannten sich immer neue Menschen. Später übernahm die staatliche Propaganda die „Organisation" der Volkstrauer. Und im selben Augenblick wurde sie kitschig.

Das Augustheft unserer Zeitschrift stellten wir unter das Thema

Nordamerika und statteten es mit einer doppelseitigen Kartenskizze aus, in der Verkehrswege, Bodenschätze, Rüstungs- und Atomtestzentren verzeichnet waren. Den sehr kritischen Leitartikel schrieb Friedrich Darnok über „Von der Freiheit zur Vermassung". Er arbeitete darin den unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem amerikanischen Liberalismus und wirklicher Freiheit der Persönlichkeit und der Völker heraus. Professor von Leers schilderte die Situation der amerikanischen Neger, der Nachkommen der Sklaven, und ein Auszug aus dem Buch „Spanischer Sommer" von Severin Reinhard (René Sonderegger), das gerade eben in zweiter Auflage in unserem Parallelverlag, dem Prometheus-Verlag Buenos Aires erschienen war, beleuchtete den maßgebenden Einfluß der zumeist jüdischen Bankhäuser auf die amerikanische Politik.. Das „Portrait des Monats" war Dwight D. Eisenhower gewidmet, und unser jüngster Redakteur, Erwin Neubert, analysierte aufgrund sehr gewissenhaft zusammengetragenen Zahlenmaterials die Nachwirkungen von Roosevelts „New Deal" auf die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft. Er hatte auch den ausführlichen Kommentar zu der Kartenskizze erarbeitet.

Diese sorgfältigen Recherchen erregten verständlicherweise - auf dem Höhepunkt des „kalten Krieges" - die Aufmerksamkeit der sowjetischen Botschaft in Buenos Aires, wo man sich fragen mochte, woher Neubert sein so detailliertes Material bekäme. Noch lebhafter wurde das Interesse der Sowjets, als wir dann im übernächsten, d.h. dem Oktoberheft, eine ebenso sorgfältig erarbeitete Kartenskizze der arabischen Staaten von Marokko bis zu den südlichen Gebieten der UdSSR, wiederum mit genau detaillierten Angaben, veröffentlichten, auf Quellen aus den USA gestützt. In diesen kritischen Monaten wurde spürbar, daß Peron im Stillen seine schützende Hand über unsere Arbeit hielt. Andernfalls hätten wir wohl mit akuten Störaktionen rechnen müssen, mit Agenten- und Sabotageaktionen.

Dieses Orientheft lebte zur Hauptsache von der gründlichen und vielseitigen Sachkenntnis von Johannes von Leers, der mit drei Beiträgen - unter verschiedenen Namen - daran beteiligt war und dieser Folge ein entsprechendes ansehnliches Niveau verlieh. Er sprach mehrere arabische Sprachen und kannte die Verhältnisse in Ägypten und Saudiarabien aus eigenem Erleben und Studium, besonders die Situation in Palästina war ihm vertraut. Seiner Vermittlung verdankten wir auch das „Portrait des Monats", nämlich des Großmufti von Jerusalem, Mohammed Hadschi Amin el-Husseini, das dem Heft eine eindeutig proarabische Prägung gab.

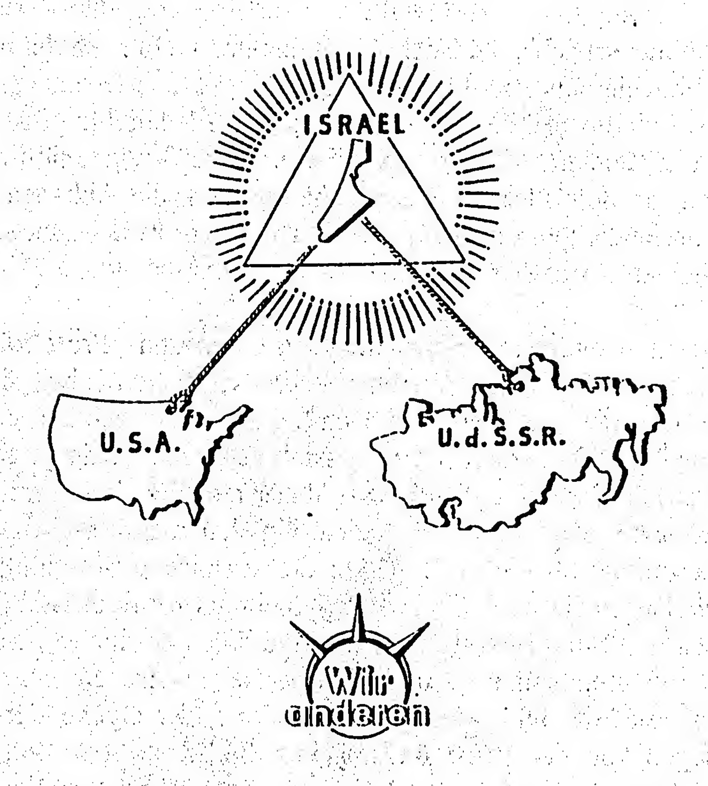
Kaum war dieses Heft versandt, da erfolgte nach über zweieinhalbjährigem störungsfreien und beglückend erfolgreichem Betrieb, für mich gänzlich überraschend - der wohl seit langer Zeit fällige Angriff von unerwarteter Seite. Der Geschäftsführer des Dürer-Verlages, Ernst Clouth, teilte mir vertraulich mit, daß nur noch das nächste, das Novemberheft erscheinen könne, danach keines mehr! Der Verlag sei der Druckerei, der Imprenta Mercur, schon den Druck der letzten beiden Folgen schuldig geblieben und könne sich unmöglich noch weiter verschulden. Das könne er, Clouth, nicht verantworten. Ich mußte ihm das glauben, hatte damals noch keinen Grund, ihm zu mißtrauen, und besaß selbst keinen Einblick in Geschäftsführung und Finanzlage. Eberhard Fritsch war nicht zu erreichen. Soweit ich mich erinnere, befand er sich damals auf einer längeren Deutschlandreise, um Autorenkontakte zu pflegen und den Vertrieb innerhalb der Bundesrepublik, der durch Finanz- und Zollbehörden empfindlich behindert wurde, neu zu organisieren. Ich mußte also alleine entscheiden, wie wir unseren Lesern in aller Welt im November das plötzliche Ende erklären sollten. Die finanzielle Pleite von einem Monat zum anderen erschien mir unglaubhaft und ehrenrührig. Sie kam als Begründung nicht in Betracht. Es mußte ein politischer Anlaß sein. Wir mußten etwas tun, veröffentlichen, was trotz Perons schützender Hand ein politisches Verbot unabwendbar

machte. Ich beriet mich mit einem langjährigen klugen Freund unseres Verlages.

Er stimmte schließlich meinen Argumenten zu. Da nach dem Orientheft ohnehin eins über den Staat Israel angebracht erschien, galt es, diesem die notwendige Schärfe zu geben. Als Titelgraphik ließ ich unseren Zeichner Wolters die USA und die Sowjetunion an zwei Ketten an dem kleinen Israel aufhängen, um die Abhängigkeit zu veranschaulichen, und darunter die Abwehrfront der „anderen" als stachelbewehrten Ring setzen.

Es folgten einige bezeichnende Zitate aus den „Protokollen der Weisen von Zion", deren inzwischen verwirklichter Inhalt die Frage nach echt oder unecht erübrigt. Den Leitartikel schrieb ich selbst und nannte ihn „Weltzerstörer". Veranstaltete doch damals gerade Prof. Edward Teller seine Kette von Wasserstoffbomben-Tests in der Stratosphäre, mit denen er zeitweilig den magnetischen van-Allen-Schutzgürtel der Erde gegen die kosmische Strahlung durchbrach. Neben diesen Artikel setzte ich ein ganzseitiges Bild der Brüder Bernard und Hermann Baruch und dahinter einen Aufsatz über Auserwähltheitsglauben und Weltherrschaftsstreben. Auch einen Brief von Frau Dr. Mathilde Ludendorff, der eigene Veröffentlichungen von der Besatzungsmacht untersagt waren, enthielt das Heft, ferner statistisches Material über die Entwicklung des Staates Israel von Erwin Neubert, ein „Portrait des Monats", das diesmal Chaim Weizman gewidmet war, einen Bericht über das Wiedererstehen der Freimaurerlogen in Deutschland und schließlich eine vernichtende Abfuhr über die „moderne Kunst".

Das ganze Heft war eine geballte Ladung, durchaus geeignet, heute, im Jahre 1993, hier in der Bundesrepublik Deutschland Verleger, Redakteur und Autoren für lange Zeit hinter Schloß und Riegel zu bringen. Aber in einer Hinsicht erfüllte es seinen Zweck dennoch



NORDAMERIKA NENNT UNS „GETARNTE KOMMUNISTEN"
SOWJETRUSSLAND NENNT UNS „KAPITALISTENKNECHTE"
ISRAEL NENNT UNS „ANTISEMITEN"

W A R U M ?

NUR WEIL WIR VON ALLEN DREIEN, VON DIESEM GANZEN DREIEINIGEN SYSTEM, UNABHÄNGIG BLEIBEN WOLLEN.

nicht. Es erfolgte kein Verbot. Alles blieb ruhig. Insofern war es für mich eine Blamage. Und auch Eberhard Fritsch war bei seiner Rückkehr verständlicher Weise nicht gerade erfreut. Für ihn mußte es so aussehen, als hätten Clouth und ich in seiner Abwesenheit sein Lebenswerk leichtfertig auf's Spiel gesetzt (was Clouth sechs Jahre später dann tatsächlich gelang). Fritsch brachte auch die finanziellen Verhältnisse wieder soweit in Ordnung, daß die Arbeit weiterlaufen konnte. Offensichtlich hatte Clouth mich falsch informiert. Aus welchen Motiven, ließ sich erst Jahre später aus der Rückschau vermuten, als er sich mit den gesamten Rücklagen des Verlages (er hatte Bankvollmacht) absetzte und auf Nimmerwiedersehen verschwand, ein schwerer Schlag für Eberhard Fritsch's Zukunftspläne.

Die Dezemberfolge mußte ich wieder mit einem Nachruf eröffnen: am 26. November war in Stockholm Sven Hedin gestorben, einer der treuesten Freunde Deutschlands in beiden Weltkriegen und als Forschungsreisender von ähnlicher Bedeutung wie einst Alexander von Humboldt. Ich konnte mich auf das berufen, was Karl Haushofer 1940 zu Hedins 75. Geburtstag geschrieben hatte, über den „bahnbrechenden Raumüberwinder".

Meinen Leitartikel in diesem Heft, „Heimat und Ferne", als Polarität verstanden, auch in übertragener Bedeutung von Gemüt und Verstand, Fühlen und Denken, Instinkt und Bewußtsein, zähle ich zu dem Besten, was mir jemals gelang, auch sprachlich. Ich habe ihn in die Aufsatzsammlung „Vom Wesenhaften" aufgenommen, die 1955 im Plesse-Verlag in Göttingen erschien, und bewegende Würdigungen, unter anderem von Marie Hamsun, Martin Luserke und Will Vesper erhielt. In einem weiteren Beitrag wandte ich mich energisch gegen das verbreitete Mißverständnis der Haushofer'schen Geopolitik, die Auffassung nämlich, daß bestimmte geographische Räume selbsttätig von sich aus das Verhalten und Handeln der dort lebenden Menschen bestimmen könnten. Das roch mir zu sehr nach

der Milieutheorie, nach dem „Historischen Materialismus" des jungen Marx, der Mensch sei lediglich das „Produkt seiner Umgebung". Erbe und Persönlichkeit wurden dabei vernachlässigt, wenn nicht sogar als historisch wirksame Kräfte geleugnet. (Die langfristige Raumeinwirkung im Laufe zahlreicher Generationen durch Mutationen und fortwirkende Auslese steht hier nicht zur Debatte. Sie macht sich erst in Jahrtausenden bemerkbar.)

Den seelischen Mittelpunkt dieses Weihnachtsheftes bildete ein Beitrag von Frau Ilse Heß (unter dem Namen I.H.Proehl). Sie schilderte eine Begegnung in ihrem Hause mit einem jungen englischen Besatzungsoffizier, den der amerikanische „interrogator" mitgebracht hatte, und das versöhnliche Sichfinden über alle gegebenen Schranken hinweg bei einem Gedicht von Rupert Brocke, „The soldier": (Brocke ist 1914 in Frankreich gefallen.)

If I should die, think only this of me:
that there's some corner of a foreign field....
Still may time hold some golden space
where I'll unpack that scented store
of song and flower and sky and face,
and count and touch and turn them over...

Eben um diesen „goldenen Augenblick", eine Atempause lang, ging es. Weinheber hat es so gesagt:

Eine Ewigkeit, einen Augenblick
hat mein Herz gebebt vor dem großen Glück.
In die bittre Zeit ist die Spur verschwebt
wie ein Windhauch sich hebt...

Am vorletzten Tag dieses Jahres 1952 schrieb ich an Achims Mutter, Frau Nieland:

„Es hat mich sehr froh gemacht, was Sie von einer Empfindung der Verbundenheit im Gedenken an Achim schreiben... Damit hängt auch unmittelbar der tiefere Sinn meiner Tätigkeit hier im Verlag zusammen, die 'Möglichkeit und die Pflicht, die Ehre unserer Gefallenen zu verteidigen'.-Damit 'erhielt auch unser eigenes Dasein wieder einen Sinn, und wir selber gewannen mehr und mehr unseren persönlichen Stolz und unseren inneren Halt zurück'. (Wiegand) Ist das nicht wunderbar einleuchtend und zutreffend gesagt? Ohne dieses Eintreten Können für die Ehre derjenigen, die sich selber gegen die Flut von Beschimpfungen und Unterstellungen nicht mehr wehren können, ohne das tägliche ganz persönliche Bekenntnis zu ihnen, wäre das Dasein wirklich nicht mehr lebenswert. Wir leben seelisch mehr als je zuvor von unseren Toten, und ganz besonders natürlich immer von dem, der unserem Herzen am nächsten steht."

*

Beim Zurückblättern in dieser Bilanz des Jahres 1952 wird eine Lücke deutlich, die noch auszufüllen ist, ein ganz entscheidendes Erlebnis, das ich nur flüchtig erwähnt habe, nämlich das Gastspiel des Solotänzers Harald Kreutzberg im Teatro Colon am 7. Juni. Zuletzt hatte ich ihn an meinem Geburtstag 1946 (oder 1947?) in München erlebt, durch einen glücklichen „Zufall" noch eine Eintrittskarte erhalten. Zu meinen von Jugend auf wahrhaft prägenden Eindrücken der Gegenwartskunst gehörten die Bildhauer Kolbe und Klimsch, der Maler Wilhelm Petersen, der Lyriker Weinheber (auf der Spur Hölderlin - Rilke), der Dirigent Wilhelm Furtwängler und eben der Tänzer Harald Kreutzberg . In ihm gipfelte die Entwicklung des „Ausdruckstanzes", der das formal erstarrte klassische Ballett

ablöste und von Rudolf von Laban über Mary Wigman und Lola Rogge, über die Gruppenchoreographie zum Solotanz führte und zur vollendeten Ganzheit von Körper und Seele. Für mich war und ist der Tanz ohnehin der Ursprung aller anderen Künste, einschließlich der Musik. Von Kreutzbergs Auftritt im Teatro Colon besitze ich sogar noch das Programmheft mit eingehender Würdigung aller seiner so mannigfaltigen, damals weltberühmten Gestaltungen. Es war ein tief beglückendes Wiedersehen.





EL SENDERO

Registro Nacional de Prop. Int. N. 377.832 · Queda hecho el depósito que señala la ley.

HERR DIETER VOLLMER,

mein Stellvertreter, Lektor und vertrauter Mitarbeiter schied am 1. Januar ds. Js. aus betriebswirtschaftlichen Gründen aus dem Verlag aus.

Er hat durch zweieinhalb Jahre hindurch in hervorragender und entscheidender Weise am Ausbau und an der Ausgestaltung des WEG Anteil gehabt. Die positive Arbeit, die er leistete, fand nicht nur meine eigene volle Zustimmung, sondern auch freudiges Echo in der Leserschaft.

Ich spreche Herrn Dieter Vollmer an dieser Stelle seines guten Wirkens meinen aufrichtigen und kameradschaftlichen Dank aus und hoffe, ihn weiterhin als freien Mitarbeiter grüßen zu können.

EBERHARD FRITSCH

So stand es im Januarheft unserer Zeitschrift. Die finanziellen Verhältnisse des Verlages hatten sich seit den zunächst erfolgreichen Sanierungsmaßnahmen durch Hans Jürgen Krüger in den letzten Monaten des Vorjahres laufend verschlechtert. Dazu hatte wesentlich beigetragen, daß sich das Verhältnis der brasilianischen Währung zur argentinischen, des Cruzeiro zum Peso über Nacht umkehrte. Wo wir vorher beim Verkauf unserer Hefte und Bücher Kursgewinne erzielt hatten, ergaben sich nun ebenso hohe Kursverluste. Und da die deutschen Siedlungen in Brasilien zu unseren stärksten und zuverlässigsten Abnehmern gehörten, handelte es sich um beträchtliche Summen. Ich sah selbst, daß sich der Dürerverlag unter diesen Umständen keinen stellvertretenden Verlagsleiter mit an-

gemessenem Gehalt und Gewinnbeteiligung mehr leisten konnte. Von Gewinnen war ohnehin keine Rede mehr.

Eberhard Fritsch mußte seine Reisetätigkeit erheblich einschränken und die Redaktion der Zeitschrift wieder selbst übernehmen, weiterhin tatkräftig unterstützt von Prof. von Leers und von Erwin Neubert, der sich immer unentbehrlicher machte. Er schrieb nicht nur allmonatlich das „Weltgeschehen", einen ausführlichen, kenntnisreichen Überblick über das politische Geschehen in allen Erdteilen, sondern hatte sich besonders auf die inneren Verhältnisse in den USA, auf die enge Verquickung der beherrschenden Bankhäuser mit den meinungmachenden Zeitungsverlagen spezialisiert. Sein mit treffenden Portraitkarikaturen geschmückter Artikel „Die Herrschaft der Spekulanten" im Januarheft bewies, wie intensiv er sich in dieses Fach eingelebt hatte und wie sehr er in diesem Wissensbereich zuhause war.

Ich selbst konnte nur noch durch gelegentliche Beiträge mitwirken und mußte mir zum Broterwerb eine andere Tätigkeit in Buenos Aires suchen. Zunächst aber gönnte ich mir einige Wochen Ferien in Bariloche, am 95 Kilometer langen See Nahuel Huapi in der südlichen Provinz Rio Negro gelegen, dem argentinischen Garmisch-Partenkirchen. Bariloche war damals noch ein recht idyllisches Nest. Der Tourismus kam gerade erst in Mode, der sich die wohlhabenden Städter nur zögernd und nicht gerade mit Begeisterung unterwarfen. Eine Mode muß man eben mitmachen, aller gewohnten Bequemlichkeit zuwider.

Österreichische bekannte Alpinisten und Skiläufer machten den Anfang, ließen den „Andinismus" entstehen und richteten Lehrgänge im Klettern, Gletscherwandern und Skilaufen ein. Der unternehmungslustige Teil der argentinischen Jugend begann, Geschmack an der Sache zu finden, die zahlreichen dort ansässigen Deutschen

gaben ein Beispiel, dem man sich zunehmend anschloß. Die kleine Stadt selbst aber war noch kaum vom Tourismus gezeichnet, abgesehen von Andenkengeschäften, in denen auch handgearbeitete Woll- und Lederwaren bis hin zu kostbaren Vicuña-Decken zu haben waren.

Vicuñas sind die kleinste Lamarasse, die im Alto Plano, der Hochebene im Norden Argentiniens, nahe der bolivianischen Grenze, in dreitausend Metern Höhe vorkommt und sich infolge von Trockenheit und Kälte durch ein besonders dichtes und weiches Fell auszeichnet, in der Farbe spielend von weiß über goldgelb bis rehbraun. (Die Ausfuhr dieser Felle wurde wenige Jahre später verboten, da die Tiere vom Aussterben bedroht waren.) Das größte Geschäft, in dem solche Artikel zu kaufen waren, lag unmittelbar neben dem Gemeindezentrum von Bariloche, einem sehr ansprechenden, einstöckigen Gebäudekomplex oberhalb des kleinen Hafens. Ein genialer Architekt hatte es aus einem grünlich-grauen Naturstein vulkanischen Ursprungs erbaut. Es beherbergte Verwaltung, Post und Polizeistation, außerdem ein kleines Museum, in dem auch kostbare indianische Handarbeiten zu sehen waren.

Hotels und Pensionen waren noch klein und bescheiden und nicht sehr komfortabel eingerichtet, ausgenommen das große, luxuriöse Hotel Llao-llao, weit außerhalb der Stadt in die Landschaft gesetzt, mit eigenem Golfplatz, für die in- und ausländische Hautevolee. Ich kam in der Innenstadt in einem kleinen Holzhäuschen im Blockhausstil russischer Bauart unter und unternahm von dort aus meine Streifzüge durch die Umgebung. Sie führten mich nicht nur auf die näher und ferner gelegenen Berge, nicht nur zu Schiff auf die langgestreckte Victoria-Insel im Nahuel Huapi, sondern auch, teils zu Fuß, teils mit Autobusverbindungen um den ganzen, langen Nahuel Huapi See herum, an den kleineren Nebenseen vorbei oder schwimmend durch sie hindurch. Ihr Wasser war zum Teil damals noch so klar und

sauber, daß ich es beim Schwimmen in langen Zügen trinken konnte.

An den landschaftlich schönsten Uferplätzen hatten sich wohlhabende Argentiner aus Baumstämmen im Blockhausstil weitläufige Schloßgebäude errichten lassen, von farbenprächtigen Blumenrabatten umgeben, die sie mit eigenen kleinen Wasserflugzeugen erreichten. Mit dem Besitzer des Hotels am lago espejo (Spiegelsee), unmittelbar westlich vom Nahuel Huapi, kam ich ins Gespräch. Er stammte aus Hamburg-Eimsbüttel und war als zwölfjähriger Junge mit der ganzen Familie vom auswanderungswilligen Vater von dort in die Wildnis „verschleppt" worden. Mit Ochsenkarren hatten sie ihr gesamtes Hab und Gut von Bariloche an den lago espejo gebracht, und hatten dort vor dem absoluten Nichts gestanden mit der Notwendigkeit, für den kommenden Winter vorzusorgen, der sie von jeder Verbindung abschnitt. Das erste Blockhäuschen, das sie sich eigenhändig aus gefällten Bäumen gezimmert hatten, stand noch, ebenso die größeren aus den späteren Jahren.

Manche Ausflüge unternahm ich mit dem jungen deutschen Photographen Georgi zusammen, mit dem ich mich angefreundet hatte. Er besaß ein Boot mit Außenbordmotor, mit dem wir auf den See hinaus konnten. Es entstanden stimmungsvolle Fotos, wertvolle Erinnerungen an diese schöne Zeit. Einmal fuhr ich mit einer sehr munteren Reisegesellschaft aus dem Hotel Llao-llao über den See zu einer Halbinsel, auf der das weithin berühmte Myrtenbaumwäldchen stand. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung, alegria y canciones (etwa: Jubel, Trubel, Heiterkeit). Die kostbaren, leuchtend rot bestaubten Stämme der Myrtenbäume, die sich bei ihrem langsamen Wachstum schlangenartig nach oben, ans Licht gewunden hatten und den Eindruck eines bizarren Gewirrs vermittelten, wurden von einem einsamen Soldaten der Armee bewacht, der sie gegen Andenkenjäger zu schützen hatte. Sofort stürzten sich die Damen unserer Gesellschaft, kaum dem Motorboot entstiegen, voller Mitgefühl auf

diesen Jungen, povre chico, wie er das denn ertragen könne, so alleine, sin nobia, ohne Freundin oder Braut. Er wußte nicht mehr aus und ein.

Eine bleibende Erinnerung ganz anderer Art hinterließ das Freigelände der Sociedad de los amigos de la musica, wo unter freiem Himmel die Nachwuchsmusiker des Orchesters übten und probten, die Landschaft mit dem Klang klassischer Werke erfüllend. Oder mein Besuch bei Francke, dem Herausgeber der deutschen Kulturzeitschrift "Südamerika", der mit entsichertem Gewehr in der Hand auf mein hartnäckiges Läuten hin an das Gattertor seines Anwesens kam, unwirsch über die mittägliche Störung. Ihm gehörte eine Halbinsel, die weit in den Nahuel Huapi hineinragt. Dort lebte er mit einer Tochter des Zeitungsverlegers Aleman („Argentinisches Tageblatt") zusammen.

Als ich ihn daran erinnerte, daß er meinen Bericht über das Gastspiel des Tänzers Harald Kreutzberg in seiner Zeitschrift veröffentlicht hatte, wurde er zugänglicher und erzählte, daß jeweils die erste Tageshälfte der Instandsetzung und Erhaltung des selbstgebauten, geräumigen Hauses, der selbst gelegten Wasserleitung sowie der Brennholzversorgung gewidmet sei. Die zweite Tageshälfte, nach der Siesta, gehöre der schriftstellerischen und redaktionellen Arbeit im Atelier, bzw. der Klause, die er sich hoch oben auf einem Felsen erbaut hatte. Wenn man sich dort aus dem Fenster lehnte und senkrecht nach unten blickte, sah man dreißig Meter unter sich die Wellen des Sees gegen den Felsen schlagen.

Spielte er zuweilen unten im Wohnhaus auf seinem Konzertflügel, dann kamen durch die offene Terassentür die Tiere seiner kleinen Menagerie herein und lagerten sich auf dem Teppich zu einer malerischen Gruppe, eine große gelbe Dogge, ein Guanaco (kleines Lama), ein Zwerghirsch. Es war der Rest eines privaten Zoos, den

Francke jahrelang mit staatlicher Förderung für Tiere der landesüblichen Fauna unterhalten hatte. Sie war ringsumher damals schon größtenteils ausgerottet wie der Puma, und - bis auf winzige Restbestände - auch die indianische Urbevölkerung. (Einen Indianer „abzuschießen" blieb bis in die dreißiger Jahre straffrei.)

Mit dem Besuch bei Francke schloß ich den Bariloche-Urlaub ab. Es sollte mehr als ein viertel Jahrhundert dauern, bis ich - auf Einladung meiner Schröppe-Freunde - wieder dorthin kam. Die Veränderungen waren grausam, in jeder nur denkbaren Hinsicht, nicht unähnlich den Veränderungen, die in Deutschland zum Beispiel Oberstdorf im Allgäu unter dem Einfluß des kommerziellen Tourismus erlitten hatte.

Wieder in Buenos Aires angekommen - nach einem Rückflug mit der viermotorigen Propellermaschine DC 6, ohne Druckkabine, und mit entsprechenden bohrenden Kopfschmerzen - trat ich meine neue Tätigkeit an. Der Inhaber der deutschen Buchhandlung El buen libro in der Avenida Sucre, Schmidt, unternahm eine vierteljährige Deutschlandreise, stellte mich für diese befristete Zeit als seinen Stellvertreter an und führte mich selber in die Arbeit ein. Binnen kürzester Zeit mußte ich mich in Kontenführung, Umgang mit den Banken, Verkehr mit der Laufkundschaft im Laden und einen ausgedehnten Buchversand nach außerhalb einleben.

Alles in allem ein erhebliches Arbeitspensum, erschwert durch erste Magengeschwüre, die von Monat zu Monat zunehmende quälende Schmerzen bereiteten. Sie sollten für die nächsten zwanzig Jahre zur ständigen Begleiterscheinung werden. Trotzdem blieb abends und sonntags in Adrogue, bei Krügers auf der Quinta Blanquita noch Zeit zum Schreiben. So für das Februarheft des „Weg" unter der Überschrift „Es wird schon nicht so schlimm sein..." eine Abrechnung mit all denen, die den Untaten der Siegermächte in Deutsch-

land, z.B. den Hinrichtungen in Landsberg am Lech oder den sadistischen Quälereien im Zuchthaus von Schwäbisch Hall gleichgültig gegenüberstanden, unangenehme 'Tatsachen aus dem Bewußtsein verdrängten oder garnicht erst zur Kenntnis nahmen:

„Denn das bürgerliche Vorstellungsvermögen ist diesen ja tatsächlich ungeheuerlichen Hintergründen und weltpolitischen Zusammenhängen einfach nicht gewachsen. Was sich die guten Leute aber nicht vorstellen können, was ihnen 'unwahrscheinlich' erscheint, das zu glauben lassen sie sich von niemandem zwingen. Bringt ihnen jemand Beweismaterial in Fülle, so lehnen sie den Betreffenden mitsamt seinem Material ab. Läßt er ihnen dennoch keine Ruhe und kommt ihnen womöglich mit Fotokopien, so beginnen sie ihn zu - hassen..."

In mein Gedankensplitterheft notierte ich:

„Die Ordnung im All erschließt sich nur der geordneten Schau. Hier hat alle abendländische Wissenschaft ihre Wurzel. Man kann die Notwendigkeit (das Schicksal) bejahen, ernst oder freudig, aber frei, wenn man sie nicht als Willkür, sondern als Ordnung (Gesetzmäßigkeit) erkennt. Oder, besser gesagt, wenn man die Ordnung, die man in sich selber trägt, aus sich heraus projiziert in das große Geschehen, und sie dann tausendfältig beobachtet (wiedererkennt) im Gang der Gestirne, im Wachstum von Kristall, Pflanze und Tier."

Und wenig später:

„Der Reichsbegriff bezieht und gründet sich auf die organischen Gegebenheiten völkischer Eigenart, der Begriff des Imperiums nicht ! Er ist ein Produkt des bloßen Intellekts, eine Abstraktion des Verstandes, allem Gewachsenen fremd und feindlich. Vorsicht vor

Verwechslungen! Die Staatsauffassung des italienischen und spanischen Faschismus ist unserem Wesen fremd, da sie eben nicht auf dem Volke, nicht auf dem gewachsenen Grund unserer Erde fußt, sondern in den Wolken des abstrakten Denkens schwebt. Ihr Staat ist bindungslos, imperial, total und daher lebensfeindlich. Auch die bolschewistische Regierungsform ist ganz undenkbar ohne diese vorausgegangene Abstrahierung des Staatsbegriffes von seinen organischen Wurzeln. Der absolute Staat lateinisch-franzö-sisch-liberaler Prägung war die unbedingt notwendige Vorstufe zur „Diktatur des Proletariats", zum „totalen Staat" schlechthin. Diese Diktatur der Bürokratie ist ja tatsächlich schon Bolschewismus. Der Unterschied (zum sowjetischen) liegt nur im Ton (Stil). In diesem Sinne beherrscht der Bolschewismus heute schon die Erde,. Vor dem Paragraphen hat das Gewachsene, Persönliche, Eigentümliche, Wesentliche nirgends mehr Lebensrecht."

In der Buchhandlung El buen libro bereitete der Versuch, mit immer neuen Werberundschreiben die alten Ladenhüter (das „tote Kapital") an den Mann zu bringen, am meisten Mühe und - wegen ihrer notorischen Erfolglosigkeit - auch Ärger und Frust. Schmidt hatte mir diese Werbeaktionen besonders dringlich ans Herz gelegt und mahnte sie auch von Deutschland aus brieflich immer wieder an. Aber angesichts ständig neuer interessanter Bucherscheinungen wollte niemand mehr die alten Sachen haben.

Andrerseits führte die persönliche Bedienung der Ladenkundschaft hin und wieder zu bemerkenswerten Begegnungen. Eine ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Ein hochgewachsener Mann mittleren Alters hielt sich auffallend lange an dem Tisch mit Kinderbüchern auf, blätterte darin, schüttelte den Kopf und blätterte wieder weiter. Auf meine Frage, ob ihm die Kinderbücher nicht gefielen, antwortete er auf deutsch, mit amerikanischem Akzent: „Schön, wunderschön, viel zu schön." „Wieso zu schön," fragte ich zurück.

Er entgegnete sinngemäß, diese Bücher seien viel zu teuer, es sei doch kaufmännisch unsinnig, Bücher für kleine Kinder so kostspielig auszustatten. Im weiteren Gespräch stellte sich heraus, daß dieser Mann es war, der die nordamerikanischen comics für Argentinien aufzubereiten, das heißt, dafür zu sorgen hatte, daß die wenigen Worte in den Sprechblasen der Bilderreihen ins Spanische übersetzt und die Hefte so neu gedruckt wurden. Auflage wöchentlich anderthalb Millionen. Ich hatte einen Zyniker vor mir, einen der Verantwortlichen für die „multikulturelle" internationale Völkerverblödung. Ihm waren die liebevoll gestalteten deutschen Kinderbücher sichtlich ein Dorn im Auge. Auch solche Einblicke gehören zu den Dingen, die der Durchschnittsbürger nicht wahrhaben will, weil sie ihn in seinem oberflächlichen Optimismus stören würden.

Im Mai-Heft des „Weg" war ich wieder mit einem Beitrag vertreten, in dem ich die Jugendbewegungsgruppe als „dritten Faktor" neben Elternhaus und Schule zur Lebensertüchtigung bewertete und das Wiederaufleben bündischer Gemeinschaften begrüßte, in denen sich die Jungen und Mädchen gegenseitig, selbst, erziehen wollten. Auch unter den Deutschen in Argentinien gab es Ansätze dazu , an denen meine Freunde, die Brüder Winfried und Benhorst Schröppe, maßgeblich beteiligt waren, unter anderem mit den Zeltlagern bei Rumipol in der Sierra von Cordoba, einer wilden Naturlandschaft, wie geschaffen für Jungenabenteuer aller Art.

Zum zweiten Jahrestag der letzten Hinrichtungen in Landsberg am Lech, dem 7. Juni, schrieb ich den Artikel „Der geleugnete Galgen" und geißelte darin von neuem die sträfliche Vergeßlichkeit und Ignoranz der vom „Wirtschaftswunder" faszinierten Wohlstandsbürger gegenüber dem deutschen Schicksal, insbesondere dem der Soldaten, die noch sechs Jahre nach Kriegsende gequält, gefoltert und umgebracht wurden.

„Wären wir wirklich ein Volk, dann hätten sich die Geschlagenen und Gefolterten, die Angehörigen der Gehenkten nicht lediglich an vereinzelten Zuschriften aus dem Auslande aufrichten müssen, dann wäre die lebendige Verbundenheit eben dieses Volkes, um dessentwillen sie alles auf sich genommen hatten, wie ein gewaltiger Strom durch die Gefängnistore, durch die Gitterstäbe der Zellenfenster, noch unter die Galgen und in die ärmlichen Kammern der Vereinsamten geflutet, dann hätte vieles garnicht erst geschehen können. Wenn wir wirklich ein Volk wären! Dann ständen überall gewaltige Monumente für alle, die noch in Rußland sind, dann wäre keiner vergessen, keiner vor der Zeit für tot erklärt, keine Ehe geschieden. Wenn ...”

Inzwischen war Buchhändler Schmidt aus Deutschland zurückgekehrt und meine Aufgabe in der Libreria El Buen Libro erfüllt. Die zweite Jahreshälfte führte mich von Buenos Aires fort ins Landesinnere. Oberst Hans Ulrich Rudel, der erfolgreiche Sturzkampfflieger, der sich im Kriege als einziger das goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz erworben hatte, lud mich ein, ihm bei der Abfassung des zweiten Teils seines Buches „Trotzdem, Zwischen Deutschland und Argentinien”, behilflich und gleichzeitig als Sekretär tätig zu sein. Er bot mir ein anständiges Honorar und freie Unterkunft bei ihm in seinem „Chalet Mary” in Villa Carlos Paz bei Cordoba an. Natürlich nahm ich dankbar an, ließ mein Hab und Gut bei Krügers in Adrogue stehen und fuhr mit kleinem Gepäck nach Cordoba.

Rudel hatte an der Ostfront, um das hier kurz in Erinnerung zu bringen, mit seinen Sturzflügen über fünfhundert sowjetische Panzer außer Gefecht gesetzt, dabei manche auf dem Rückmarsch eingekesselte deutsche Truppeneinheit wieder freigebombt, in den letzten Kriegswochen auch abgeschnittene Flüchtlingstrecks. Er hatte sich, im russischen Hinterland abgeschossen , trotz Verletzungen zu Fuß

bis zu den deutschen Linien durchgeschlagen. Nach einem Flugabwehrtreffer in seine Maschine unterschenkelamputiert, war er, lange vor Ausheilung der Operationswunde, mit noch blutendem Beinstumpf wieder in seine Ju 86 geklettert, zu neuem Kampfeinsatz. Und als Hitler ihn anläßlich der höchsten je verliehenen Auszeichnung und aufgrund der schweren Verwundung aus der kämpfenden Front herausnehmen wollte, da hatte Rudel sich, Auge in Auge mit ihm, geweigert und durchgesetzt, daß er zu seinem Geschwader Immelmann zurückkehren und weiterfliegen konnte., bis zum letzten Kriegstage im ununterbrochenen Einsatz.

Nach der Entlassung aus zunächst französischer, dann amerikanischer Gefangenschaft hatte er zunächst mit zwei Kameraden seines Geschwaders ein gut anlaufendes Fuhrunternehmen aufgemacht und war erst 1948 - über Rom - nach Argentinien ausgewandert, wo ihm der Staatspräsident Peron große Sympathie entgegenbrachte und jede nur denkbare Hilfe angedeihen ließ. Rudel erhielt eine Anstellung in der modernen Flugzeugfabrik von Cordoba und begann mit der Aufzeichnung seiner Kriegserlebnisse und -erfahrungen, die im ersten Band von „Trotzdem" im Dürer-Verlag veröffentlicht wurden.

Der zweite Bund sollte nun die Nachkriegszeit in Deutschland und Argentinien darstellen. Die Arbeit daran pendelte sich so ein, daß Rudel abends, wenn er sich bereits hingelegt hatte, frei aus dem Gedächtnis auf Tonband erzählte, bis zum Einschlafen. Ein herzhaftes Gähnen signalisierte jeweils das Ende der Aufnahme, die ich am nächsten Morgen mit der Schreibmaschine in druckreifes Deutsch übertrug. Dabei wurde mir jegliche Freiheit gestattet. Rudel war völlig frei von jener Autoreneitelkeit, mit der man sonst als Verlagslektor so häufig zu kämpfen hat. Ich durfte sogar eigene Erlebnisse und Eindrücke in den Text einbauen, so zum Beispiel das ganze Kapitel II, „Die Not der deutschen Jugend", in dem ich aus eigener

Beobachtung das Elend der unmittelbaren Nachkriegsjahre mit dem blühenden Leben der Vorkriegs-Jugendbewegung verglich, so anschaulich wie möglich. Die Arbeit machte ausgesprochen Freude.

Rudel war sehr darauf bedacht, körperlich fit zu bleiben. Er rauchte nicht, trank keinen Alkohol sondern Milch und betrieb mehrere harte Sportarten, Tennis, Bergsteigen, Turmspringen und Ski--Abfahrtslauf. Zu jeder Sportart hatte er eine besondere Beinprothese, die er sich von einem bestimmten Tiroler Prothesenmacher anfertigen ließ. Wenn er häufig verreiste, hieß es beim Kofferpacken oft: „Vergessen Sie mein Tennisbein und mein Wasserbein nicht!" In das Bergsteigerbein hat ihn einmal beim Übungsklettern in der Sierra eine giftige Sandviper gebissen, sehr zu ihrem Leidwesen. Und die Ski-Prothese brach bei einem Abfahrtslauf in dichtem Nebel, so daß ein einsamer Ski mit einem Fuß darauf aus dem Dunst hervorgeschossen kam, eine Weile darauf der dazugehörige Läufer auf dem anderen Ski balancierend hinterhersauste - zum Schrecken der Zuschauer. Derlei Anekdoten kursierten zahlreich.

Meine Tätigkeit als „Sekretär" spielte sich gelegentlich auf dem Beifahrersitz von Rudels Ford-Wagen ab. Auf kurvenreichen Strekken fiel es nicht immer leicht, die kleine Reiseschreibmaschine auf den Knien zu balancieren und, zwischen Gangschalthebel und Außentür hin und her geschleudert, die richtigen Tasten zu treffen. Rudel diktierte mir nämlich seine Geschäftskorrespondenz beim Fahren, und seine Fahrweise erweckte manchmal den Eindruck, als glaube er, noch den Steuerknüppel seines Sturzkampfflugzeugs zu handhaben.. Vorausschauend hatte er den Chassisrahmen seines Wagens mit stählernen Doppel-T-Profilen verstärken lassen, und das erwies sich bei einer Fahrt nach Mendoza als segensreich. Da saß allerdings nicht Rudel selbst am Lenker. Doch konnte man den Fahrer nicht dafür verantwortlich machen, daß die Straße zunächst auf der rechten Seite der Eisenbahngeleise entlang - und dann plötzlich und

unvermittelt auf der linken Seite weiterführte. Den ersten rechten Winkel hinüber auf die andere Seite der Geleise schaffte unser Fahrer noch, den zweiten, um wieder in Fahrtrichtung zu kommen, nicht mehr. Es trug den Wagen aus der Kurve hinaus. Er entwurzelte zunächst einen anderthalb Meter tief in der Erde steckenden Chausseestein und durchschlug dann einen Telegraphenmast, dessen obere Hälfte pendelnd an den Drähten hing. Der Wagen blieb an der Straßenböschung auf der Seite liegen, so daß herbei eilende Passanten uns, einen nach dem anderen, nach oben herausziehen konnten. Verletzt war nur Rudel auf dem Beifahrersitz. Er war mit der Stirn durch die Windschutzscheibe gefahren und hatte sich das Knie des noch vorhandenen Beins geprellt.

Doch konnten wir die Fahrt nach Mendoza tags darauf im reparierten Wagen fortsetzen und erlebten dort in der Wein-Bodega eines französischen ehemaligen Kompaniechefs der Waffen-SS-Division Charlemagne einen außerordentlich fröhlichen Abend. Selbst Rudel ließ sich ausnahmsweise zum Weintrinken verleiten und war bald bei bester Laune.

Die Korrespondenz, die er mir bei solchen Fahrten diktierte, bezog sich teils auf den Ankauf von Gebrauchtwagen, die er sich aus Deutschland kommen ließ, um sie in Argentinien günstig zu verkaufen, teils auf das „Kameradenwerk", das er mit Friedl Guth zusammen betrieb, um von Argentinien aus die Angehörigen hingerichteter oder noch gefangen gehaltener deutscher Soldaten zu unterstützen (in Abstimmung mit der „Stillen Hilfe" der Prinzessin Isenburg in Deutschland). Hinzu kamen die Vorbereitungen zu wiederholten Bergsteige-Unternehmen, die zum Teil Umfang, Ausrüstung und Kosten von Expeditionen annahmen, so auf den Aconcagua und den Vulkan Llullayllaco, mit Resten präkolumbianischer Bauten.

Während der Zeit erschienen in Buenos Aires zwei Bücher, an deren

Vorbereitung ich dort noch mitgewirkt hatte: im Dürer-Verlag das Rakowskij-Protokoll von Josef Landowski (Mauricio Carlavilla) in der deutschen Übersetzung von Prof. von Leers, und in dem uns eng befreundeten Prometheusverlag unter Leitung von Wilhelm Keiper eine Neuauflage des „Spanischen Sommers” von Severin Reinhard alias René Sonderegger. Das Rakowskij-Protokoll, zuerst veröffentlicht 1950 im Editorial NOS, Madrid, in dem Band Sinfonia en Rojo major, hält den Wortlaut einer Vernehmung des Trotzkisten und ehemaligen Sowjet-Botschafters Kristjan Jurewitsch Rakowskij im Lubjanka-Gefängnis in Moskau durch einen Beamten der GPU, Gabriel G. Kuzmin, vom 26. Januar 1938 fest. Darin belehrt Rakowskij seinen Vernehmer über „JENE”, die führenden Köpfe der Hochfinanz in den USA, und deren Urheberschaft am Kommunismus als bewußt erdachter Antithese zum Kapitalismus, um die erwünschte Synthese der endgültigen „ONE WORLD”-Weltherrschaft, herzustellen. Für den Umschlag hatte ich eine Zeichnung von A. Paul Weber ausgewählt, „Die Bank von England”. Sie zeigt das geborstene Gebäude mit einem riesigen Geier als Aasvogel auf dem Dach, zum Zeichen dessen, daß die internationale Finanzherrschaft längst von London nach New York hinübergewechselt war. (Die Neuauflage der Schrift von 1987 im Faksimile-Verlag, Bremen, behielt dieses Umschlag-Motiv bei.)

Sondereggers Spanischer Sommer berichtete über zweimalige Finanzhilfen des Hauses Warburg (Paul Warburg in New York) für Hitler in kritischen Situationen und stützte sich dabei auf eine vom Buchmarkt abgezogene niederländische Schrift von einem gewissen Shoup, „Die geheimen Geldquellen des Nationalsozialismus”. (Frau Mathilde Ludendorff hat in ihrer Spruchkammer-Verhandlung sehr ausführlich darüber referiert und später auch im Hohewarte-Verlag Franz von Bebenburg, Pähl, veröffentlicht.)

Zwei andere Bücher, die für mein weiteres Leben, Arbeiten und

Denken von wesentlicher Bedeutung sein sollten, entdeckte ich damals in Rudels „Chalet Mary” auf dem Bücherbord: Jürgen Spanuth, „Das enträtselte Atlantis”, und Hans Domizlaff, „Es geht um Deutschland”. Pastor Jürgen Spanuth stellte weitgehende Übereinstimmungen fest zwischen dem von Platon überlieferten Atlantisbericht des Solon, der Odyssee des Homer einerseits und den von einem amerikanischen Forscherteam entzifferten ägyptischen Tempelinschriften von Medinet Habu sowie gleichlautenden Papyrustexten andrerseits. Daraus ergab sich, daß im 13.Jahrhundert vor der Zeitwende, zu Beginn der jüngeren Bronzezeit, eine Völkerwanderung von Jütland über Griechenland bis nach Ägypten stattgefunden hat, deren Angriff von Ramses III. erfolgreich abgewehrt werden konnte. Die Vernehmung der dabei gemachten Gefangenen wurde sorgfältig protokolliert, das Ergebnis in die Tempelwände von Medinet Habu eingemeißelt. Es beweist eine hoch entwickelte staatliche Organisation des bronzezeitlichen Europa, ein Großkönigreich, unterteilt in zehn Königreiche mit dem Mittelpunkt zwischen Helgoland und Eiderstedt. Die Beweiskette ist schlüssig.

Nachdem ich das Buch gelesen hatte, schrieb ich an Pastor Spanuth, bewunderte, daß er inmitten der Umerziehungsmaßnahmen der Siegermächte und ihrer Hörigen eine frühgermanische, bzw. prägermanische Hochkultur zu beweisen wage, der Tendenz der reeducation genau entgegen, und sagte voraus, daß er in kürzester Frist unter schweren Beschuß geraten würde. Er antwortete mir, der Beschuß habe bereits begonnen. Damit begann eines der beschämendsten Kapitel in der Geschichte der Universität Kiel, von dem heute niemand mehr spricht, das der Gripp, Sprockhoff u.a.

Das andere Buch, das ich auf Rudels Bücherbord im Chalet Mary fand, „Es geht um Deutschland”, wurde von dem Hamburger Werbefachmann, Massenpsychologen und Sozialphilosophen Hans Domizlaff geschrieben und zeigte Wege auf zur Wiedergewinnung einer

deutschen Staatlichkeit und eines wirklichkeitsnahen deutschen Selbstbewußtseins. Diesem Buch ließ Domizlaff eine kleine Schrift folgen, in der er einen „Bund der Reichstreuen" empfahl, ohne allerdings etwas zur Gründung eines solchen Bundes zu unternehmen. Er war nämlich der Meinung, daß so etwas wachsen müsse und nicht künstlich „gemacht" werden könne. Nun, auf ein derartiges Wachstum warten wir heute, vier Jahrzehnte später, immer noch vergeblich.

Was ich damals im Rahmen publizistischer Wirksamkeit für besonders dringlich hielt, geht aus einem Brief vom 5. September an Rosenthal von Grotthus hervor:

„Alles zusammenzutragen, was an unanfechtbarem Beweismaterial für die Urheberschaft der Häuser Rothschild, Warburg, Schiff usw. am Weltkommunismus verfügbar ist, und dafür, daß Marx und Engels das Kommunistische Manifest lediglich formuliert, daß sie im Auftrage gearbeitet haben und daß Hochfinanz und Kommunismus nicht etwa Gegensätze sondern untrennbare Hälften eines Ganzen, nämlich des angestrebten und weitgehend schon verwirklichten Weltstaates sind..."

Ein solches Vorhaben oder Programm war natürlich durch die Arbeit an den Büchern Rakowskij-Protokoll und Spanischer Sommer angeregt. Aber ebenso sehr beschäftigte mich zu dieser Zeit - neben der Arbeit an Rudels Buch - die Frage einer uns wesenseigenen Frömmigkeit bzw. Religiosität. Für das Augustheft von „Der Weg" hatte ich - im Anschluß an einen Abschnitt aus den Schriften Otto Brühlmanns, "Die Synthese von innerer Gewißheit und wissenschaftlicher Erkenntnis" wieder einen eigenen Beitrag geschrieben: „Ante Christum natum" und darin versucht, das Wesen vorchristlicher Frömmigkeit im nordeuropäischen Raum zu skizzieren:

„.... Es ist richtig, daß die uns übermittelten germanischen Göttergestalten ausgesprochene Naturgötter sind, zu denen man ein beinahe kameradschaftlich zu nennendes, von vollkommenem Vertrauen getragenes Verhältnis empfand. Aber sie waren ja keineswegs die letzte Instanz. Götter, Riesen und Menschen wußte man gemeinsam einem Höheren unterworfen, einem vollkommen unbeeinflußbaren, gesetzmäßigen Ablauf, den man am treffendsten vielleicht mit dem Wort Schicksal umreißen kann (parallel zur griechischen moira). Zu diesem Schicksal, das manchmal durch die drei Nornen (Parzen) mit ihrer zeitlich gegliederten Wirksamkeit (Urd, Werdandi, Skuld) verkörpert wird, die ihrerseits in Shakespeares Hexenszenen einen großartigen Nachhall gefunden haben, hat der einzelne keine Verbindung. Kein Gebet, kein Opfer erreicht es. Es vollzieht sich in unerreichbarer Höhe. Man kann sich ihm unterwerfen als einem Fluch, man kann sich ihm widersetzen in wütendem Trotz, ohne doch seinen Lauf im geringsten zu ändern, und - man kann sich ihm anvertrauen in innerer Freiheit. Man kann die Notwendigkeit bejahen, ernst oder freudig, aber frei, wenn man sie nicht als Willkür, sondern als Ordnung erkennt...."

Und in mein Notizheft trug ich ein:

„Bei intellektuell überzüchteten Menschen läßt sich auf dem religiösen Sektor zuweilen eine geradezu forcierte Kindlichkeit, bzw. Urteilslosigkeit beobachten, die sich bis zu erschreckender Primitivität der Glaubens- und Jenseitsvorstellungen steigern kann. Handelt es sich dabei vielleicht um eine Art von unbewußtem oder bewußtem Selbstschutz, um den Versuch eines Ausgleichs gegenüber der erkannten Einseitigkeit, Gleichgewichtsstörung in der eigenen Begabung? Der innerlich ausgeglichene Mensch wird jedenfalls seine religiösen Vorstellungen ebenso sorgfältig durchdenken, ihre Gültigkeit ebenso kritisch abwägen, wie er das in seiner übrigen Vorstellungswelt auch zu tun gewohnt ist."

Eine Woche nachdem ich das geschrieben hatte, fuhr ich zur Feier meines 40. Geburtstages nach Buenos Aires- Adrogue. Krügers halfen mir, das Fest in der Quinta Blanquita vorzubereiten. Am Mittwoch, den 11. November kamen Juan Venzmer, der Röntgenarzt Dr. Peisger, der Norweger Ulf Breien, die „Belgranodeutschen" Frederizi und Harald Prinzenberg, meine besonderen Freunde Winfried und Benhorst Schröppe, der Weg-Redakteur Erwin Neubert sowie mein Reisekamerad von 1949 Dieter Jentsch, der Jüngste in dieser Runde. Zum letzten Mal genoß ich mein großes, mit viel Liebe eingerichtetes Zimmer mit den eigenen Möbeln, Teppichen, Bildern und Büchern. Jeder einzelne meiner Gäste sprach, der Reihe nach, von seinen Hoffnungen, Plänen und Problemen. Es ergab sich ein ununterbrochenes Gespräch in wahrsten Sinn des Wortes, bei guten Getränken und ausgesuchten Leckerbissen. Themen waren unter anderen der Protestantismus in Skandinavien, die Beichte (für und wider), die „großen Anonymen" („Jene"). Alle waren mit dem Verlauf des Festes zufrieden, ich selber auch. Es war ein schöner Abschluß der vier Argentinien-Jahre.

Tags darauf feierte ich noch einmal bei meinen Vetter Fritz („Don Federigo") und seiner Frau Else, die mir ja wesentlich zu diesen Argentinienjahren verholfen hatten. Dann ging es noch einmal zurück nach Cordoba-Villa Carlos Paz, um das Rudelbuch zum Abschluß zu bringen. Unterwegs, im Autobus, entstanden die ersten Skizzen zum Aufsatz „Von der Güte", der für das Dezember-Weihnachtsheft von „Der Weg" bestimmt war und auch von der „gütigen Härte" handelte. (Er wurde 1955, ebenso wie „Ante Christum natum" in die Anthologie „Vom Wesenhaften" aufgenommen.) Darin hieß es:

„....*Wenn Güte das Wesen des Menschen durchleuchtet, dann ist selbst der Kampf ein Akt der Liebe und der Tod in solchem Kampfe ein Liebestod, frei von Leid oder Zorn. Und der Sieger trauert*

aufrichtig um den Gefallenen und ehrt ihn und liebt ihn um des gemeinsamen, sauberen Kampfes willen, der ein Gottesdienst war. Das klingt wie Sage, wie fernes Lied: Gefährten unserer Jugend, ihr Bildner besserer Zeit, die uns zu Männertugend und Liebestod geweiht ..."

und zum Schluß:

„Wir sind weich geworden, Freunde, zu weich, um echte Güte zu verstehen. Laßt uns wieder härter und innerlich reiner und größer werden! Laßt uns alle die Bosheit und Heimtücke, die nur Zeichen einer schwächlichen Weltangst sind, ablegen! Betrachten wir doch das wahrhaft gütige Antlitz manches alten Mannes oder gar mancher alten Frau: es ist von scharfen Zügen und tief eingegrabenen Furchen durchzogen, hat viel Härte, viel Leid und Schmerzen erfahren und hat sich auch selbst oft verhärten müssen, wenn es eben notwendig war. All das steht nun hineingeschrieben. Aber mitten aus diesem Runenfeld eines langen und stark gelebten Lebens leuchten die klaren, guten Augen voll unendlicher Liebe und lehren uns: Nur das Erlittene wird zum Besitz!"

Als ich dann zwei Wochen wieder bei Rudel in Villa Carloa Paz war und an Hand der von ihm besprochenen Tonbänder am letzten Kapitel des Buches „Zwischen Deutschland und Argentinien" („Trotzdem", Zweiter Teil) arbeitete, brach er zu seiner zweiten Expedition auf den höchsten Vulkan der Erde, den 6900 Meter hohen Llullaylla-co auf. Erwin Neubert, der ein Jahr zuvor alleine in den Bergen von Feuerland geklettert war, begleitete ihn. Und da, in den ersten Dezembertagen, geschah das Entsetzliche: Nach unsäglichen Mühen beim Aufstieg ohne Sauerstoffgerät, mit Atempausen nach jedem dritten Schritt, unmittelbar unter dem höchsten Gipfel des Kraterrandes, glitt Neubert auf einem steilen Schneefeld aus, geriet ins Rutschen, konnte sich nicht mehr bremsen und schlug ein langes Stück

weiter abwärts mit dem Kopf so hart gegen eine Felsennase, daß er sofort tot war. An einen Abtransport war nicht zu denken. Rudel und zwei andere Expeditionsteilnehmer errichteten mit letzten Kräften eine Steinpyramide über dem Toten.

Als Rudel mich in Villa Carlos Paz anrief und mir am Telephon mitteilte, was geschehen war, empfand ich außer Trauer und Schmerz um den so liebenswerten Kameraden auch einen ungeheuren Zorn. Denn Neubert war für unsere Arbeit im Dürer-Verlag und der Weg-Redaktion längst ganz unentbehrlich geworden. Sein Leben hätte nie für ein sportliches Unternehmen auf's Spiel gesetzt werden dürfen. Seine Spezialkenntnisse über die Verhältnisse in den USA, besonders in New York rings um die Wallstreet samt Querverbindungen zu den großen Zeitungsverlagen waren nicht zu ersetzen. Auch hatte er sich in die Protokolle der Parlamentssitzungen an Hand des täglich erscheinenden Congressional-Record, auf den wir abonniert waren, so eingearbeitet, als säße er selbst dort, und hätte an den Sitzungen teilgenommen.

Das Weihnachtsfest und die Freude über das wohlgelungene Dezemberheft wurden ganz und gar überschattet von diesem so bitteren Verlust. Neubert und ich standen uns nicht nur menschlich nahe, wir waren uns auch über die hintergründigen Zusammenhänge des Weltgeschehens, über das er jeden Monat referierte, einig. Noch Ende November, nach der Rückkehr aus Adrogue, hatte ich mir notiert:

Wallstreet und Kreml Arm in Arm
dazu der Okkultistenschwarm,
geheimer Orden Macht und Brauch,
„Weisheit" der Astrologen auch,
Sektiererei und Priestermacht

zu neuer Herrschsucht angefacht,
dazwischen der arme „weiße Mann",
der nicht mehr leben, nicht sterben kann
und - von „Seelenärzten" dazu verführt
seine eigene Seele analysiert!
Das ist es, was nach manchem Hieb
vom Abendlande übrig blieb,
Verheißung ewiger Sklaverei,
macht ihr euch nicht endgültig frei
von allem, was mit frecher Stirn
sich einmischt in euer Herz und Hirn.
Lernt endlich auf eigenen Füßen stehn
und stolz euren Weg alleine gehn!"

In den letzten Dezembertagen bereitete ich in Adrogue meine Rückkehr nach Deutschland vor, die am 13. Januar mit einem Schiff der staatlichen Dodero-Linie beginnen sollte. Zu diesen Vorbereitungen gehörte auch die unvermeidliche Beschaffung eines Passes als Staatsangehöriger der westdeutschen Bundesrepublik, die ja seit 1952 eine Schein-Souveränität zur Schau stellte. Bei dem Gang zur „Botschaft" dieses Gebildes in Buenos Aires kam ich mir wie ein Verräter vor, Verräter an Gesamt-Deutschland, dem ich doch in Wahrheit angehörte. Dabei stand mir der Schluß vor Augen, den ich dem Rudelbuch gegeben hatte und über den Rudel selbst sehr glücklich war, wie er mir versicherte:

„... es scheint mir wie eine Bestätigung dieser Gespräche (in München), als ich am nächsten Morgen mit Rösch und Hack in Landsberg ankomme, dieser Stadt, in der so viele Märtyrer eines aufrechten Deutschtums tapfer und gefaßt unter dem Galgen standen oder heute noch in der Festung gefangen gehalten werden. Sind wir es nicht schon diesen Männern schuldig, daß wir endlich alles Tren-

nende überwinden und nur noch Deutschland sehen?

Rösch zeigt mir von außen die Stelle, wo der Galgen stand, an dem noch 1951 sieben Opfer einer verspäteten Siegerrache in vorbildlicher Haltung gestorben sind. Wir stehen eine Weile und sprechen kein Wort. Aber ich habe mich seit meiner Heimkehr nirgendwo Deutschland so nahe gefühlt, wie hier."





Córdoba, 3. September 1954 *Hans-Ulrich Rudel*


Rakowskij
Protokoll

Personen- und Sachregister

einschließlich zitierter Literatur und Bibliographie eigener Arbeiten

Buch- und Aufsatztitel jeweils in Anführungszeichen. Soweit ohne Verfassernamen, sind es eigene Arbeiten (mit Erscheinungsdatum)



1993 auf dem Externstein



